

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 10. Mai 1931.

Das Leuchterweibchen.

Eine mysteriöse Begebenheit.

Von Hiesbet Dill.

Man hatte eben in der Halle die Lichter angezündet, denn es wurde früh dunkel. Die Sonne hatte sich den ganzen Tag noch nicht gezeigt, dicke Wolkenschichten schlossen das Haus von der Welt ab wie eine Mauer. In der Ferne lag nebelverhüllt die Stadt.

Die Gäste, die Nachmittags zum Bräutigam gekommen waren, sahen vor dem altmodischen großen, steinernen Kamin, in dem trotz des Frühlingstags dicke Buchenflöße brannten. Aus den tiefen Sesseln stiegen blaue Rauchwolken auf und um ihre Köpfe lag der Schimmer einer dämmrigen Hölle. Die am Tage etwas düstere Halle war nun schwach beleuchtet von einem von der braunen Kassettendecke schwebenden, mittelalterlichen „Leuchterweibchen“, diesem Zwitzer mit Rattengartendekoration und Fischschwanz, das in seinen bronzernen Armen zwei dicke, rote Kerzen trug, deren mattes Licht die alten Wände der Halle und den Goldgrund der Heiligenbilder geheimnisvoll aus dem Hintergrund aufglänzen ließ, während die geschnittenen Bänke, die mit Fischlederfüßen, die an der Wand entlangliefen, die hohen Bücherstühle, die eisenbeschlagenen Schloßstruben, auf denen eine schwerfällige Kirmbrust aus der Landstreichzeit neben einer alten, kunstvollen Bibel lag, im Halbdunkel blieben. Auf dem alten Eschenschemel unterhalb der mit einem roten Polster belegten Wandeltreppe, brauste leise der blanke, von einem Wandbrenner aus einem russischen Feldzuge mitgebrachte Kupferkessel. Ein Duft nach frischem Tannengrün, das in hohen Vasen stand, und seinem Tee, den die junge Hausfrau mit Hilfe des leuchtenden Samowars bereite, durchzog den Raum. Ihr fischrotes Seidenkleid warf einen leuchtenden Farbreflex in die Halle.

Die Zigaretten brannten, man plauderte über alles Mögliche und aus dem Wintergarten tönte, wie eine diskrete Begleitung dazu, ein in der Ferne gespieltes, leises Klängen des Geigenkonzerts von Bach. Plötzlich schaute eine Dame, die unter dem Leuchter saß, zu dieser seltsamen Gestalt über ihr auf, die in der Luft an goldenen Schnüren schwebte, es ließ wie ein Erschrecken über ihr Gesicht, und sie stand auf und bat ihren Nachbarn, ihren Platz mit dem leinsten Verkaufsdruck zu räumen.

„Wollen Sie näher an Feuer?“, fragte der Hausherr.

„Ja, Ihnen dank.“

„Nein“, sagte die fremde Frau. „Ich habe nur eben gesehen, daß ich — unter diesem Leuchterweibchen sitze.“

„Nun, was ist denn damit? Gefällt es Ihnen nicht?“, wurde sie gefragt.

Die Fremde schaute. „Doch — aber mit diesem Ding verbindet sich eine — Erinnerung, sie liegt zwar weit zurück — aber — da sie mit meinem Schicksal unmittelbar verknüpft ist.“

„Wieso mit Ihrem Schicksal?“, fragte die junge Frau erstaunt.

„Ich kann es nicht von der Erinnerung trennen“, sagte die Fremde. „Seltsamerweise bin ich nie mehr einem solchen Stuhl begegnet, bis heute — seltsamerweise denn, daß ich in einem Hause mit ihm zusammen gewesen bin.“

Die Frau war nicht mehr jung, sie sah aus wie ein Mensch, dem Kämpfe und Stürme nicht erspart geblieben sind. Es war eine Schauspielerin, die sich von ihrem Beruf zurückgezogen hatte und in München lebte. Sie war auf der Durchreise in diese Gegend gekommen und zum erstenmal im Schloß. — Ihr feingekleidetes Profil, der kleine, schlichte, strichelte Kopf mit dem locken, dunklen Haar erinnerte an den der Duse. Ein Frösteln überließ ihren Nacken. Sie lehnte den Kopf gegen das weiche Kissen des hohen geschnittenen Stuhles.

„Ja — ein Menschenleben ist das her und doch ist mir jetzt auf einmal, als sei alles erst gestern geschehen. Ich bin seitdem viel herumgezogen, habe in fremden Erdteilen, auf Schiffen und in allen möglichen Gegenden gelebt, nie mehr bin ich einem solchen Leuchterweibchen begegnet bis heute —“

„Und welche Rolle spielte dieses „Weibchen“ in Ihrer Geschichte?“, fragte ein Herr, der ihr gegenüber saß und sich eine Zigarette an der vollen grünen Wackelzunge anzündete.

„Das ist irgendein Anteil an Ihrem Schicksal gehabt?“

„Sagen Sie ruhig, an Ihrem Leben, denn — als es mir damals begegnete, ahnte ich noch nicht, daß es mein Schicksal bestimmen würde. — Ja — es ist in den Händen blüht. — Ah, es ist so lange her, daß ich ruhig darüber sprechen kann“, sagte die erste Frau, und sie tauchte ihre Hände in die Glut der Buchenflammen, um das Frösteln zu bekämpfen, das ihr über den Nacken rieselte. Dann strich sie sich das Haar zurück und sagte, wie in eine ferne Gegenwart schauend: „Es war vor ungefähr zwanzig Jahren, im März.“

Ich lebte damals in München als Schauspielerin am dortigen Schauspielhaus und hatte einen Ruf nach Süddeutschland in eine kleine Residenz als Hochdramatische an ein Hoftheater bekommen. Ich war verlobt, mein Verlobter war Kunsthistoriker in München. Wir hatten von meiner neuen Stellung gehofft, daß sie uns ermöglichen, zu heiraten und zusammenzuziehen. Die Einrichtung besahen wir, nur hatten wir noch keine Wohnung. Aber alles, was ich mir in den ersten Tagen in meiner Residenz, einem ziemlich altfränkischen Städtchen, anah, war entweder viel zu kostspielig für uns oder sehr häßlich. Auf diesem Suchen nach Wohnungen kam ich öfters durch eine Gasse am Dom, in der mir ein kleines Antiquitätengeschäft auffiel, das ein paar sehr gute, antike Möbel ausstellte und in dessen Schaufenster ein solches Leuchterweibchen stand. Ich ließ mich mit ihm, denn wir hatten noch keinen Kronleuchter und mein Verlobter schwärmte für solche mittelalterlichen Gegenstände. Ich kam nie an dem Laden vorbei, ohne davor stehen zu bleiben. Das bronzene Weibchen übte eine merkwürdige Anziehungskraft auf mich aus. Ich mußte es ansehen. Etwas Unheimliches verband sich mit ihm, ohne daß ich sagen konnte, weshalb? War es die Verbindung von Ehrbarkeit, Bürgertrauenhaube und dem Fischschwanz und dem — oder

der schönen Melusine — oder das mysteriöse Lächeln mit halbgeschlossenen Augen? Ich weiß es nicht.

Eines Tages ging ich in den Laden und fragte nach dem Preis. Er schien mir zu hoch und wir verhandelten deshalb. Woher kommt eigentlich der Leuchter?, fragte ich den alten Antiquar. Ah, sagte der, das Ding ist aus einer Erbmasse übriggeblieben, die eine alte Dame hinterließ. Sie verstarb unter seltsamen Umständen. Sie war sehr reich und es entstand nachher ein langer Prozeß, der viel Staub aufwirbelte, weil sie auf dem Totenbett in einem handschriftlichen Testament ihrer Pflegerin ihr ganzes Vermögen ver-

Den Müttern.

Ihr, die Ihr je in Schmerz geboren habt,
Verträumt ein Kind an Eurer Brust gehalten,
Und für sein junges, blühendes Entfalten
Ihm Eures Herzens ganze Inbrunst gabt.

Ihr, die Ihr Söhne, Töchter treu gebogt,
Vom Morgenlächeln bis zum Abendeten,
Noch in den Nächten, in den dunklen, späten,
Den Weg, das Ziel der Reisenden erwogt.

Bis Ihr die Stürmenden ins Leben sandtet,
Und dann vereinsamt, kinderlos, verwaist,
Von stiller Lage Dämmergrau umkreist,
Das Welken Eurer Hände stumm erkanntet.

Oh, seid getroßt, Ihr bleibt die Zuflucht denen
Die draußen ringen, stark und lebensgroß,
Sie weinen doch dereinst in Euren Schoß
Die jahrelang zurückgebrängten Tränen!

Lotte Tiedemann.

macht hatte, und das frühere notarielle Testament nicht mehr vorzufinden war. Es war verschwunden, hatte aber existiert. Die Familie erhob Einspruch, das Gericht mißte sich ein, die Verstorbene wurde ausgegraben und es fanden sich Spuren von Gift. Inzwischen war es der Pflegerin gelungen, spurlos über die Grenze zu entkommen, und mit ihr verschwand der kostbare Schmuck der alten Dame.

„Und das Leuchterweibchen?“, fragte jemand.

„Das hatte im Schlafzimmer der alten Dame gehangen“, sagte der Antiquar. Es wäre das einzige gewesen, das Aufschluß hätte geben können; denn es hatte zugehört. Der Prozeß verlief im Sand, die Erbmasse wurde versteigert und der Leuchter, den niemand haben wollte, kam in meinen Laden. Ich möchte ihn offenstanden gerne los sein, aber niemand will ihn haben. Es gibt Dinge, die mit irgend etwas behaftet sind. Wenn Sie es haben wollen, ich gebe es billig her. Der alte Herr wickelte den Staub von der gerippten Margaretenhaube, unter der mich das Weibchen höhnisch aus halbgeschlossenen, falschen Augen anlächelte.

Aber ich konnte mich nicht dazu entschließen, es zu kaufen. Als ich schon die Hand auf der Türklinke hatte, um

zu gehen, fragte mich der alte Herr, ob ich hier fremd sei? Und — sehen Sie, ein solcher Augenblick entscheidet oft über unser Leben. Eine Minute, die man zu spät oder zu früh die Hand auf eine Türklinke legt. Ich erzählte von dem Ruf ans Hoftheater, daß ich aber keine Wohnung finden könnte und ich deshalb keine Lust habe, meinen Verlobten zu unterzeichnen, und meine schöne Münchener Wohnung aufzugeben, denn das, was ich hier gesehen hätte, gefiel mir nicht. Eine Wohnung?, fragte der alte Herr, da wüßte ich Rat. Meine Gärtnerwohnung ist eben freigeworden, die Leute sind schon ausgezogen. Die wäre zu haben, wenn Sie sich nicht daran stoßen, daß es eben ein Gartenhaus ist. Ich erinnerte mich, daß mein Verlobter zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten nur sehr ruhig leben konnte und beständig auf der Suche nach einer ganz stillen Wohnung war, sie aber nirgends hatte finden können. Immer hörte ein Hund, ein Kind oder ein Klavier. Der Antiquar führte mich in dieses kleine Häuschen, das zwischen alten Gärten hinter seinem Hause lag. Die Räume waren klein, aber genügend groß für uns, der Preis war niedrig, die notwendigen Verschönerungen versprach der alte Herr vornehmen zu lassen. Er suchte ruhige Mieter, wir suchten eine stille Wohnung, ihre Lage in der Nähe des Theaters war ideal. Ich mietete die Wohnung sofort, dann fuhr ich zum Theaterbüro, unterzeichnete meinen Kontrakt und telegraphierte meinem Verlobten. Vier Wochen später bezogen wir unser neues Heim. Mein Mann war entzückt von dem Häuschen, er richtete es selbst ein, hing jedes Bild auf, stellte unsere gemeinsamen Möbel mit viel Geschmack zusammen, nur fehlte noch der Kronleuchter. Das Leuchterweibchen schwebte immer noch in dem Laden des Antiquars. Als ich eines Tages aus der Stadt heimkam, war es aus dem Schaufenster verschwunden. Aber in meiner Wohnung begrüßte es mich.

Es stand in der Ecke und lächelte mich an. Mein Mann war an dem Laden vorbeigekommen, hatte es gesehen, ich hatte oft von ihm gesprochen, er fand es reizend und hatte es gekauft. Am selben Abend wollten wir es aufhängen, aber es war zu schwer. Es schien wie mit Blei gefüllt. Wir machten mehrmals den Versuch, es an der Decke mit Schnüren zu befestigen, aber es hielt nicht, die Seidenen, schon müden Schnüre brachen durch. Es will nicht, sagte mein Mann.

Als ich am nächsten Morgen ins Theater fuhr, stand er auf der Leiter und baute an den Schnüren herum. Ich beschwor ihn, das schwere Ding ja nicht selbst aufzuhängen, sondern auf den Installateur zu warten, der noch kommen sollte. Aber dazu hatte er die Geduld nicht gehabt. Gegen Mittag wurde ich aus der Probe beim gerufen von dem verstorbenen Antiquar. Es sei ein Unfall geschehen. Ich kam heim und fand die Leiter zerbrochen, das Leuchterweibchen lag in einer Ecke mit zerhackten Kerzen, und auf der Chaiselongue lag mein Mann. Er war beim Aufhängen des schweren Stuhles von der Leiter gestürzt und so unglücklich, daß er eine Gehirnerschütterung davontrug. Er kam nicht mehr zum Bewußtsein und ich habe nie erfahren, wie es zugegangen ist. Es war niemand dabei, als es geschah.

„Nur das Leuchterweibchen“, sagte eine Stimme aus dem Hintergrund.

„Wie bei der alten Dame“, fügte jemand hinzu.

Die andern schwiegen.

„Und was geschah mit ihm?“, fragte jemand.

„Ich gab den Leuchter sofort aus dem Haus. Der Antiquar gab ihn einem Holländer mit. Damit er doch einmal aus der Gegend kommt, meinte er. Die Wohnung war mir verleiht und der ganze Ort. Ich löste meinen Vertrag und ging auf Reisen, bis ich nach München zurückkam, wo ich heute lebe.“

Die Frau schwieg und schaute in die Flammen der knisternden Buchenflamme, während die Anderen zu der Decke aufschauten, von der herab dieses merkwürdige Wesen aus Bronze so leicht und anmutig im Raume schwebte, sein Gesicht schien unter der Margaretenhaube ein Lächeln zu verbergen und sein glatter Leib schillerte im dämmrigen Halbdunkel wie der einer Schlange.

Die Welt der Frau.

Heimgestaltung und Persönlichkeit

Vom rechten Zuhause sein.

Von Erta Jenseim.

„Nach Hause, spricht er froh, nach Hause!“ Das ist der Schluß eines alten bekannten Liedes, das wie selten eines dem Heimweh und dem Glück des Dahinlebens Ausdruck verleiht. Welch ein befehlendes Gefühl ist es für jeden Menschen, sich sagen zu können: „Ich gehe nach Hause!“ — welche eine Tragödie bedeutet es, nicht mehr nach Hause gehen zu können. Das Heim soll der ruhende Pol im Leben jedes Menschen sein, ein Platz zum Ausruhen und Geschehen, um neue Kräfte zu sammeln für den täglichen Lebenskampf. Darum ist Heimkultur und Wohnungsfrage eine der wichtigsten Aufgaben des Menschen, und ganz besonders die Frau ist berufen, die Wohnung zum Heim und zum stillen Hafen inmitten des Lebensgetriebes zu machen.

Der moderne Mensch ist etwas überheblich geworden. Wir sprechen heute mit Verachtung von einer Zeit, deren Ders an tausend Niedlichkeiten hing, mit denen die Wohnung um die Jahrtausende bewohnt war. Der moderne Raumgestalter bezeichnet das alles als wertlosen Tand, als Verlogenheit des Gefühls, die angebliche Liebe zu der Überlebenheit des früheren Wohnraums. Und dennoch sollte sich auch heute niemand allein vom Gebote der Mode und der modernen Richtung leiten lassen, wenn er sich sein Heim schaffen will. Nie sollte es vergessen sein, daß es oberste Auf-

gabe des Heims ist, daß sich seine Bewohner darin wohlfühlen, nicht aber, daß es den Vorschriften künstlerischer Raumgestaltung streng entspricht.

Zu verschiedenartig sind die Menschen in ihrer Wesenheit, als daß sich eine allgemein gültige Norm aufstellen ließe, wie die Wohnung beschaffen sein soll. Das Gefühl der Räume wird sich immer nach der Mode ausliebe oder um des Modernseins willen sich in einem Heim aufhalten, das ihrem Wesen nicht gemäß ist, so muß das früher oder später zu einem Gefühl des Unbehagens führen, das umso quälender sein wird, je trasser der Widerspruch ist zwischen Heim und Persönlichkeit.

Wenn Menschen Zeitschriften über moderne Innenarchitektur ansehen oder durch Ausstellungsräume wandern, so wird sich jeder schon darüber klar geworden sein, welche verschiedenartigen Empfinden ein Raum auf die eigene Persönlichkeit ausüben kann. Wenn die Gestaltung des einen Raumes vielleicht auf uns einen wunderbaren Zauber ausübt, wenn das Auge in glücklichen Ausruhen über ruhige Linien und harmonische Farben bingleitet, so ist es möglich, daß ein anderer Mensch, der neben uns all dies schaut, im stillen denkt: Nicht geschenkt möchte ich solch ein Zimmer haben! Ich liebe frasse und gewagte Farbausstattungen, Möbelformen, die fühlend sind; vielleicht sogar bizarr und die die gealterte Phantasie antreiben!

Ganz besonders, wer ein Heim neu schafft, in neuer Wohnung und mit neuen Möbeln, muß dessen eingedenk sein,

daß er vielleicht unter Umständen ein Leben lang mit diesen Dingen leben wird, und diese Überlegung sollte genügen, um nur einsig und allein das persönliche Gefühl in die Wag- schale zu werfen, wenn es gilt, sich für den einen oder anderen Stil zu entscheiden. Das ist das A und O der Heimgestaltung: Wir wollen nicht nur eine Wohnung bewohnen, sondern in einem Heim leben. Das bedeutet persönlichen Kontakt haben mit jedem Ding, mit jedem Möbelstück, das bedeutet täglich neue Freude zu haben an den Farbstellungen eines Raumes, an den Lichteffekten, die ein huschender Sonnenstrahl auf den Schrank oder auf der Kredenz hervorzubringt...

Mit dem Augenblick, da der Mensch sein Heim betritt und er die Tür hinter sich schließt, soll das Gefühl des Zu- hauseins ihn ganz beherrschen. Wenn ein glückliches Auf- leuchten über seine Züge gleitet, sobald er eintritt in sein Reich, dann erst kann er sagen, daß er ein Heim besitzt.

Heimgestaltung! Eine Inneneinrichtung, die gerade von der Möbelfirma geliefert wurde, sagt noch nichts, sie ist tot. Das Heim aber soll reden vom Leben seiner Bewohner, von ihrer Arbeit, ihrem Streben und von ihren stillen Augen- blicken. Wenn der Bücherwurm davon erzählt, daß hier ein Mensch trauliche Abendstunden mit dem Versenken in gute Lektüre verbringt, wenn der Schreibtisch vom emsigen Schreibern redet und die Blumen auf dem Blumenständer oder auf dem Fensterbrett, das Lob der liebevollen Frauenhände, duften und blühen, die sie täglich pflegen — dann ist in einem Heim Leben, dann ist jeder Raum lebensvoll, selbst wenn einmal niemand darin ist.

Mit persönlichem Geiste soll der Mensch sein Heim er- füllen, dann erst wird es ihm auch echtes Zuhausein ge- währen.

Zum Wandern und fürs Wochenende.

Für jeden Sonderswed geeignete Kleidung zur Ver- fügung zu halten, wird heute nicht mehr als Luxus ge- wertet. Im Gegenteil, man spart dabei, weil man die besten Kleider für gutes Wetter oder anpruchsvollere Ge- sellschaft schonen kann. Und wenn wir all die hübschen leinenen und funstleinenen Sommerstoffe haben, die elegante Verarbeitung bedingen, werden wir beiseite auch für ein paar Wackelkleider sorgen, in denen es sich gut wandern läßt. Natürlich müssen sie am besten immer so gearbeitet sein, daß man sich überall darin sicher bewegen kann.



Links: Tweedrock und Lumberjack aus wild- lederartigem Stoff mit praktischen Knöpfchen. Rechts: Wanderkleid aus hellblauem Leinen mit zweifarbigem, apertem Bandauszug.

Will man das Wander- und Wochenendkleid recht billig zusammenstellen, so gibt es dafür Beiderwandstoffe und ge- musterte Baumwollmulline. Und es brauchen nicht immer Dirndlkleider daraus gearbeitet zu werden, die ja bekannt- lich nur schlanken Figuren und jüngeren Damen vorteilhaft stehen. Der einfachste Blusenchnitt läßt sich durch Spitz- oder Bogelschnitten des Leibchens zu jeder Figur abwandeln. Man fügt die sehr modernen kurzen Ärmelchen ein und paßelt die Ränder mit einfarbigem Stoff ab. Oder man verziert die Kleider mit aufgesetzten Blenden aus dem Kleidstoff, die mit selbst erdachten Schmuckstücken in wack- echtem Twist bestochen werden. Dunklere Wanderkleider lassen sich durch helle Leinen- und Risskragen und Ärmel- ausschläge aufheben. Wenn man will, kann man diesen Garnierungen noch farbige Pünktchen oder größere Muster aufsticken.

Einfarbige Leinen- oder Baumwolltripskleider werden in diesem Sommer an den Ärmeln und am Rand des stoff- reichen rundausschnittenen oder gezogenen Kodes mit zwei- farbigem oder gestümmtem Band verziert. Eine Arbeit, die recht reizvoll wirkt, schnell von der Hand geht und wenig kostet. Wenn man sich zu einem solchen Kleid noch ein Zä- chen mit langen Ärmeln aus dem gleichen Stoff mit dem- selben Auszug arbeitet, dann hat man einen Anzug, der immer wieder schnell aufgetischt ist und in dem man sich tolls leben lassen kann.

Zum Wandern in den Bergen braucht man etwas stabilere Kleidung. Ein Rock aus Strickstoff, Tuch oder Tweed wird in Glockenform zugeschnitten, und ein paar Taschen werden aufgesetzt oder eingenäht, damit sich Taschentuch und Kleingeld schnell und sicher unterbringen lassen. Eine Hemdbluse ist bestimmt vorhanden, und wenn es in den Bergen überraschend schnell kühl wird, zieht man eine Strickweste oder einen Pullover über. Vorteilhaft ist ein Lumberjack, auch Kletterweste genannt, aus lederartigem Stoff, und etwas teurer aus Wildleder, das vorn geknöpft wird, und dem vier Taschen eingezeichnet sind. Wenn man sich ein Lumberjack mit wolletem Strickstoff füttert, ist man gegen Hagel und auf den höchsten Bergspitzen sogar gegen Schnee gesichert. Solch ein Lumberjack hält jahrelang und wird zum Wandern und zu jedem Sport im Sommer und Winter ein zuverlässiger Begleiter sein. mff.

Die Modehandarbeit dieses Sommers.

Von Alice Flechtner-Pobach.

Handarbeiten, insbesondere solche, die sich mit der Klei- dung beschäftigen, geben — ihrer engen Verbundenheit mit der Mode folgend — in jedem Jahre einen anderen Weg. In diesem Sommer ist es eine Arbeit, die alle anderen an Beliebtheit und Verwendbarkeit übertrifft, das ist die Loch- stickerei.

Eine uralte, Technik, lange vernachlässigt, ist dadurch wieder zu Ehren gekommen. Sie hat sich aber auch ge- wandelt und verschönert und bietet heute den modernen Frauen eine sehr begehrt Handarbeit und einen aparten und feinen Schmuck. Die Tendenz, die Kleidung wieder weis- licher zu gestalten, läßt ja aller Handarbeit Gelegenheit, sich auch in der Mode zu betätigen. Die Lochstickerei hat das weite, weite Feld der Kragen und Manschetten, der Bäl- chen und Halsumrahmungen, der Gürtel und Fichüs, der Blusen, ja, der Kleider erobert.

Die Schweizer Lochstickerei war ursprünglich nur für weiße Stoffe gedacht, blieb jahrzehntelang ein großer Ar- tikel schweizerischer Heimarbeit und trat im Anfang vorigen Jahrhunderts den Siegeszug durch die ganze Welt an. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit aber verschwand sie wieder aus der Kleidung und wurde nur mehr für Kissen und Decken benutzt. Die Muster — von Anfang an die gleichen — schienen in ihrer symmetrischen Lochtechnik auch keiner weiteren Entwicklung fähig zu sein.

Erst die heutige Zeit hat mit ihrer Farbenfreude, ihrer vielartigen Anordnung, ihrer Vorliebe gerade für symmetrische Muster auch der Lochstickerei neue Wege eröffnet. Man sticht jetzt die Löcher sehr klein, das ergibt sich auch durch die feinen und dünnen Stoffe auf denen die Stickerei ange- führt wird, denn auch Chinacrep und Seide werden heute mit Lochstickerei verziert. Diese kleinen Löcher fügen sich sehr hübsch und eigenartig zu ganz schön modernen Mustern in Streifen und Kreisen, im Quadrat und Oval zusammen und werden mit kleinen Perlen abwechselnd zu entzückenden De- namenten komponiert.

Als besonders reizvoll und für die verschiedensten Zwecke verwendbar ist die farbige Lochstickerei, die ein ganz eigen- tümliches Gepräge trägt, oft vollkünstlerisch wirkt, dann wieder in nur zwei oder drei abgesetzten Tönen gehalten zart und lustig wie ein Traum sich um eine Boile-Bluse oder ein Jungmädchenkleid zieht. Für Kragen und Manschetten wählt man natürlich feitere Stoffe, größere Löcher und meist weißes oder schwarzes Material.

Hat so die Lochstickerei die erste Stimme im Konzert der sommerlichen Handarbeiten, so sind daneben einige neue und sehr feine Arbeiten zu nennen, die sich mit dem Heim und seiner Ausschmückung und den Geschenken befassen. Vor allem sind da die wirkungsvollen Bälcharbeiten in ombrierter Wolle und Seide zu nennen. Künstlerische Bedenken, die gegen ein Arbeiten mit ombriertem Material sich unwill- kürlich erheben, die Furcht, die Handarbeit könne durch das gleichmäßig abgesetzte, bzw. bunt abgesetzte Garn mecha- nisch wirken, wird gehoben sowie man einmal praktisch mit diesem Material gearbeitet hat. Es ist eine sehr reizvolle Arbeit, dieses „Bälchen ins Ungeheuer“, man weiß nie so recht was eigentlich herauskommt, und — wesentlich für eine sommerliche Handarbeit — das Muster, der Effekt bildet sich gewissermaßen von selbst. Man kann die Bälle über die leise atmende See hinweggehen lassen, man kann sie in die

hohen Tannen des Waldes schiden, ohne daß durch diese Unterbrechung an der Arbeit irgend etwas verborben würde. Mit der kausenden Freude eines Kindes sieht man, wie sich die gefädelten Fäden zu einem reizenden Kranz fügen, wie abgesetzte Blätter, Ornamente mit plastischer Wirkung durch diese Ombree-Seiden und Wollen hervorgebracht werden.

Und noch eine dritte neue Arbeit gibt es, schon im Winter bekannt, aber noch wenig geübt, die Kettstickerei. Diese Arbeit verdankt ihre Entstehung den neu auftretenden Frotteegarnen und -seiden und -wollen. Sie wirkt ganz prachtvoll schwer und vornehm und ist doch auf großartigem Kettstoff gehäkelte unendlich leicht und gewissermaßen neben- bei herzustellen. Die Wirkung liegt allein in der richtigen Wahl der Frotteeseiden, die man entweder in sich abgesetzt, oder in verschiedenfarbigen Ombree wählt und deren dichte und lockere Fäden der Arbeit diesen weichen und doch so so- liden Charakter geben. Bei der Ausführung ist darauf zu achten, daß die Häkelnadel jedesmal gleichmäßige Faden- länge aufnimmt, damit der Faden, der sehr leicht und locker ist, in gleichmäßigen Schlaufen hervortritt.

Neben diesen Technikarten und dem vielseitigen Material bringt der Sommer die endgültige Verwendung und Aner- kennung des „Gitterkloppens“ seines köstlich weichen schmie- samen, in warmen Tönen gehaltenen Kollstoffes der vor allem für Westen, für Sportjacken, für Kinderkleider und Mäntel verarbeitet wird und der ständigen Nadel ein ganz neues und wunderschönes Material gibt. Sie werden mit glatter Kunstseide oder leichter Frotteeseide bestickt, bzw. be- häkelt und hier tauchen auch wieder die alten schönen Volks- kunstmalerei auf, die auch im neuen Material und zu modernen Zwecken ihre köstlichen Farben und ihre erlesene Ornamentik reichlich behaupten.

Es ist in allem Zurückgreifen auf einstige Künste und Fertigkeiten ein ständiges Vorwärtsgen auch auf diesem Gebiete zu bemerken, und wenn „auch alles schon dagewesen“ der neue Geist gibt auch den altbewährten Handarbeiten ein frisches und fesselndes Antlitz, und läßt sie immer neu und immer interessant erscheinen.

„Gedächtnishilfe der Hausfrau.“

Die „Gedächtnishilfe der Hausfrau“, herausgegeben von Dr. Erna Meyer, ist jetzt in 3. verbesserter Auflage (4.—8. Tausend) in A. Thienemanns Verlag, Stuttgart, neu erschienen. Sie ist ein bewährtes Mittel bei der Führung des Haushalts. Nachdem das Haushaltsbuch von der Kartei ganz getrennt worden ist, hat diese in einem hand- lichen, mit abwaschbarem Überzug versehenen Karton Platz gefunden, der sich bequem in jeder nicht zu kleinen Schublade oder auf dem Küchentisch unterbringen läßt. Auch inhalt- lich hat die Kartei manche Änderung erfahren, nennigste die Systematik im ganzen beibehalten werden konnte. Immerhin sind in der stark untergliederten Kartei einige gar zu spezielle Unterabteilungen fortgefallen, zum Nutzen der Übersichtlichkeit. Die vorgeordneten Karten bilden den Grundstock zu der nach den ganz verschiedenen persönlichen Bedürfnissen allmählich aufzubauen Kartei. Für die Fortführung sind wie bisher leere Karten beige- geben, diesmal auch leere Leitkarten, so daß die Gliederung nach Bedarf vergrößert oder verändert werden kann. Das gefällig aufgemachte und flug bereitete Werk erspart Zeit und Kraft und hilft die Haushaltsführung zu dem zu machen, was sie immer mehr sein sollte, Mittel zum Zwecke eines reicheren Familienlebens. Dr. W. B.

Der Jugendfreund.



Die Geschichte eines vierbeinigen Findelkindes.

Wir waren den schönen Herbstwald mit dem Onkel Ober- forster zu einem Forsthaus gefahren und warteten im Wagen, indessen er allerlei mit dem Förster zu besprechen hatte. Die beiden Füchse peitschten mit ihren prachtvollen Schweifen unaufhörlich die glatten, schimmernden Planken und schüttelten die Köpfe, daß die Nadeln flogen, denn die niederträchtigen Fliegen waren ihnen sehr unangenehm.

Onkel war gerade an den Wagen getreten, um mit uns heimzufahren, da fiel ihm etwas ein. „Wo ist denn Jna?“ fragte er den Förster. Der wendete sich um und rief ein- fach: „Jna!“ Was glaubt ihr, was da kam? — Wir dachten, es würde die Tochter des Försters sein, und erwarteten ein kleines Mädchen. Aber auf den Ruf kam gehorlich wie eine artige Tochter ein junges Rotwildbälb herbei. Das hatte der Förster im vergangenen Juni abends im Walde gefunden. Er glaubte, die Mutter sei auf Aesung. Als er aber am andern Morgen das Tierchen an derselben Stelle wiederfand und sich durch Untersuchung des an jener Stelle unbefruchteten Waldbodens überzeugen konnte, daß das Muttertier in der Nacht nicht zurückgekehrt war, das Kälbchen übrigens recht schwach und hungrig schien, mußte er annehmen, daß seine



Es war reizend mitanzusehen, wie das Tierchen aus der Milchflasche trank.

Mutter von einem Wilderer oder einem abheulichen Jägen- steller erlitten worden war, denn sonst hätte sie ihr Kälbchen nicht so lange im Stich gelassen.

Der Förster packte das ungelente Tierchen behutsam in

seinen grohen Rucksack und brachte es heim, denn er konnte es seinem Schicksal nicht überlassen und wollte es auch nicht töten. Ein Aussehen im Walde hätte keinen Zweck gehabt, da jedes Rudel Rotwild ein einzelnes Kalb ohne seine Mutter abschlägt, und es wäre also dem Hungerstode über- antwortet gewesen.

Kun mußte er versuchen, das Tierchen durch den Winter zu bringen. Die Försterin nahm sich des Wildbälbchens voll Liebe an. Die Kinder waren entzückt und sahen immer mit großem Vergnügen zu, wie es ihrer Mutter gelang, das Tier- chen schließlich mit Hilfe einer Milchflasche durch einen Gummistopfen zu tränken. Es gedieh den Sommer über prächtig und nahm neben der Milch auch schon Pflanzentrost zu sich, die es im Garten wäherlich suchte. Jetzt bis zum Herbst war es nun schon brav gewachsen, aber man mußte es aus dem Garten entfernen, weil es alles anknabberte. Auch mit Rücksicht auf den kommenden Winter wurde ihm ein neues Heim in Gestalt eines umfriehten Auslaufes im Hofe hergestellt. Hier hatte es in einer zugfreien Ecke ein kleines Dach gegen schlechtes Wetter. Es mußte ja nun den Winter ohne Mutter durchkommen, an die es sich sonst dicht ange- schmiegt hätte und neben der es sich in einer dichten Schonung hätte wärmen können.

Jna, die inzwischen den Förster neugierig beschnuppert hatte, bekam vom Onkel Oberforster ein Stückchen trodenes Weibrot, das sie, mit begeben verzehrte, und darauf fing sie mit dem fischelhaarigen Hund des Försters an zu spielen, indem sie auf ihn zu sprang, als wolle sie ihn attackieren während er entsetzt zurückwich, um dann seinerseits zum scherzhaften Angriff überzugehen; und so tobte das Paar vor der Oberforsterei herum, bis wir Abschied nahmen.

Als ich ein Jahr darauf in den Sommerferien wieder zum Onkel Oberforster kam, war meine erste Frage, nach- dem alles familiäre erledigt war, nach Jna. Lächelnd er- widerte der Onkel, daß Jna nicht mehr in der Försterei sei. Auf meine stürmische Frage, was denn passiert wäre, er- klärte er mir, daß Jna sich den Winter über bei der guten Kost, die der Förster ihr angebeihen ließ, zu einem ansehn- lichen Fuchsfraulein entwickelt habe, und daß sie, im Früh- jahr freigelassen, täglich Spaziergänge in den Wald unter- nommen habe, von denen sie schließlich nur noch abends zurückgekehrt sei, um endlich ganz auf das Nachtquartier in der Försterei zu verzichten. Sie habe sich einem Rotwild- rudel angeschlossen und hin und wieder käme sie dem Förster bei seinen Reviergängen vor Augen und ließe sich von ihm mit Weibbrot füttern, um aber gleich wieder dem geflüchteten Rudel nachzuweisen. Ich war glücklich darüber, daß das Tier- chen nicht mehr in der Gefangenschaft zu sein brauchte...

Wieder ein Jahr später erfuhr ich Onkel Oberforster, bevor ich fragen konnte, mit der überraschenden Nachricht, daß Jna Ende Mai bis Anfang Juni Mutter eines Kälb- chens geworden sei und mit diesem hin und wieder die Försterei besuche. Da aber diese Besuche sehr unregelmäßig stattfanden, ist es mir nicht geblüht, einem solchen beizu- wohnen. Das war ja aber nicht so schlimm. Die Haupt- sache war für mich, zu wissen, daß es Jna gut geht.



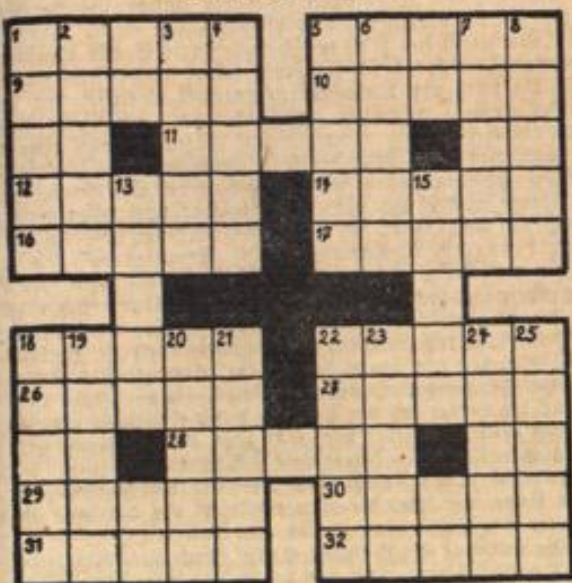
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 1. Metallstift, 5. alter Mann, 9. Frauenname, 10. Vertiefung, 11. Verbindung zwischen zwei Punkten, 12. Metall, 14. Stadt an der Ruhr, 16. Gemütsstimmung, 17. das Göttliche im Menschen, 18. Vogel, 22. Stadt im Harz, 26. Land in Nordafrika, 27. Literat, 28. biblischer Gesang, 29. Teil des Bundes, 30. Erfinder der Telegrammschrift, 31. Gebirge in Amerika, 32. Rassenangehöriger.
Senkrecht: 1. Rührgerät, 2. Teil des Mittelmeeres, 3. Frauenname, 4. Fluß in Hannover, 5. Nahrungsmittel, 6. großer Mann, 7. von Wasser umgebenes Land, 8. Fluß in Frankreich, 13. Land in Afrika, 15. Regierung einer Hansestadt, 18. Teil des priesterlichen Gewandes, 19. Stadt in Oberitalien, 20. Knochen, 21. Einnahme von Nahrung, 22. berühmter Schauspieler zur Zeit Napoleons I., 23. Empfänglichkeit für Wit und Laune, 24. Seemann, 25. Vorbau an Häusern.

Problem.



Doppelsinnig.

Der Mann und auch die Frau sind es zwar beide,
Auch sind sie's leider oft in andrem Sinn;
Ich meinerseits gern solche Leute meide,
Weil ich für munteres Geplauder bin.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben: ad — be — bo — brück — burg — cha — den — di — e — e — en — fa — fel — gaf — glas — gow — i — in — ken — la — lat — li — li — mi — mis — nisch — re — sa — saar — san — so — ta — tom — verb — wal
sind 13 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, diese von unten nach oben gelesen, einen Spruch nennen.
1. Hühnervogel, 2. Blütenstand, 3. Land in Asien, 4. Stadt an der Saar, 5. deutscher Dichter, 6. Stadt in Schottland, 7. Rädchenname, 8. Stadt in Schlesien, 9. grammatische Bezeichnung, 10. Seegestalt, 11. Warenlotterie, 12. europäische Sprache, 13. Blattgemüse.
(ch = einmal ein Buchstabe.)

Staat-Aufgabe.

(Bezeichnung der Farben: Kreuz, Pik, Herz, Karo.)

Vorhand verliert ein Pik-Spiel auf folgendes Blatt: Kreuz-Bube, Pik-Bube, Herz-Bube, Karo-Bube, Pik-As, -10, Herz-10, -Dame, -7, Karo-König.

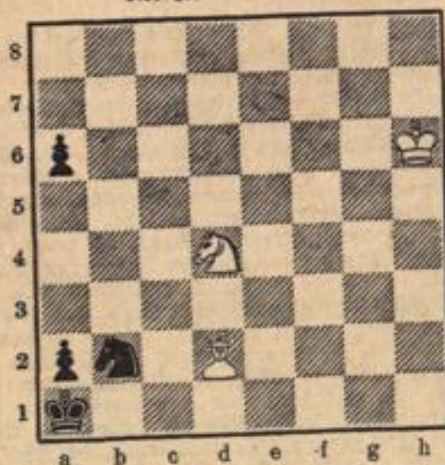


Beide Gegner packten sofort. Zu einem Großspiel konnte Vorhand sich nicht entschließen, ein solches wäre jedoch ebenso verloren worden.
Jeder Gegenspieler hat nur drei Farben in der Hand.
(Im Blatt liegen Kreuz-8 u. -7.)

Auflösungen aus voriger Nummer.

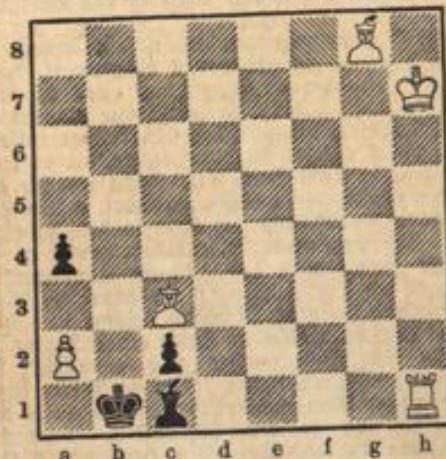
Kreuzwort-Rätsel: Waagerecht: 2. Buer, 6. Blei, 11. Engelking, 12. Marion, 14. Uranit, 16. Rut, 17. Riete, 19. Aje, 20. Ejan, 22. Ozon, 23. Rondell, 24. Bari, 26. Edam, 29. Jna, 30. Gerba, 34. One, 35. Edamer, 37. Elegie, 39. Vandevoele, 40. Ente, 41. Bein. Senkrecht: 1. Ramme, 2. Berta, 3. Uni, 4. Egon, 5. Reni, 6. Blut, 7. Pire, 8. Ena, 9. Ignaz, 10. Katen, 13. Ausland, 15. Jolani, 18. Eiber, 21. Uri, 22. Die, 24. Biene, 25. Raabe, 27. Dogen, 28. Keere, 30. Gent, 31. Erde, 32. Verb, 33. Aloe, 36. Ran, 38. Eli. — **Wortspiel:** Winter, Widder, Wunder, Hunger, Hummer, Sommer. — **Verwandlung-Aufgabe:** Raft, Emil, Epos, Rebe, Glen, Saul, Kuh, Reß, Amor, Flor, Leich, Wade, Amos, Seil, Capri, Gerb, Jwan, Nil, Eros, Meereskraftmaschine. — **Silben-Rätsel:** 1. Algebra, 2. Rönne, 3. Reunauge, 4. Ignaz, 5. Chiffre, 6. Taffet, 7. Stölpe, 8. Reitel, 9. Eremit, 10. Runzel, 11. Jähre, 12. Wollwisch, 13. Euterpe, 14. Inferat, 15. Kriesen, 16. Essen, 17. Litewla, 18. Richte, 19. Arie, 20. London, 21. Lichtneß, 22. Epitur, 23. Sultan, 24. Ingwer, 25. Stöpsel, 26. Tomate. An nichts verzweifeln, alles ist möglich, nichts ist ohne Hoffnung. — **Beideutig:** Gold.

Nr. 47. A. Troitzki.



Weiß: Kh6, Ld2, Sb4. Schwarz: Ka1, Sb2, Ba2, a6.
Weiß am Zuge gewinnt in 15 Zügen.

Nr. 48. Paul Bürke.



Weiß: Kh7, Th1, Lc3, g8, Ba2. Schwarz: Kb1, Lc1, Ba4, c2.
Weiß am Zuge gewinnt in 11 Zügen.

Der russische Endspielkomponist Troitzki ist einer der hervorragendsten und fruchtbarsten Meister auf dem Gebiete der Endspielstudie. Seine zu Hunderten zählenden Arbeiten zeichnen sich durch überraschende Einfälle und durch Kunst der Darstellung aus. Mit dem vorliegenden Thema wird das sogenannte „Treppenschach“ behandelt, das auch sonst in vielfach abgewandelter Form auftritt. Es leuchtet ein, daß der weit im Felde stehende weiße König an den schwarzen König herangeführt, aber außerdem auch der schwarze König in seinem engen Bezirk festgehalten werden muß. In Problem Nr. 48 von dem hiesigen Komponisten Paul Bürke stellt sich der Lc3 verstellbar auf, dagegen darf der Lg8 nicht verstellt werden. Die Lösung beider Probleme wird mit Hilfe des Treppenschachs erreicht.

In der Wiedergabe der Partie Nr. 18 hat sich ein Fehler eingeschlichen, da die Farben der beiden Gegner verwechselt wurden. Die Partie wurde von dem Sieger im diesjährigen Meisterschaftsturnier des Mittelrheinischen Schachbundes in Bad Ems, dem Mitglied Svenson des hiesigen Schachvereins, mit den schwarzen Steinen gewonnen.

Nachstehende Partie, die wohl als die kürzeste je gespielte Fernpartie sein dürfte, ist auch hinsichtlich der Eröffnung von erheblichem Interesse, da sie auf eine bisher unklare Variante ein ganz neues Licht wirft.

Partie Nr. 20. Weiß: J. Arend (Frankfurt a. M.).
Schwarz: Dr. Dyckhoff (München).

1. e4—e5, 2. Sf3—Sc6, 3. Lc4—Sf6. Das Zweispringerspiel im Nachzuge gewährt hier wie in vielen Eröffnungen die beste Verteidigung. 4. d4. Dieser viel gespielte Gambitzug ist wohl doch nicht streng korrekt. Einzig richtig ist hier der allerdings bescheidene Zug d3. Der meistgespielte Zug Sg5 leitet einen verfrühten Angriff ein, der in Rückzug endet. 4. ... e×d4, 5. 0-0—S×e4! Führt zu einem klareren Spiel als Lc5, worauf der Max-Lange-Angriff e5—d5, e×f6—d×c4, Tel+ gefährlich ist. Freilich steht dem Schwarzen auf e5 auch der Steinitsche Gegenzug Sg4 zur Verfügung, mit dem Schwarz in ein ruhigeres Spiel einlenken kann. 6. Tel—d5, 7. Sc3. Dieser von dem peruanischen Meister Canal herrührende und in dem Turnier zu Triest gegen Paul Johner mit Erfolg angewandte verblüffende Zug erfährt hier zum erstenmal eine schlagende Widerlegung. Gewöhnlich geschieht statt des Springezuges L×d5—D×d5, Sc3—Da5!, S×e4—Lc6, Sg5—0-0, worauf Schwarz günstig entwickelt ist. 7. ... d×c3! Dieser einfache Zug, der von Dr. Tartakower als schlecht erklärt worden ist, ist der beste. 8. L×d5—L×e6! Die Widerlegung! Dr. Tartakower betrachtet nur die Gegenzüge Lf5 und f5, die allerdings schlecht sind. 9. T×e4. Dies wird durch die vortreffliche Antwort als grober Fehler markiert. Also auch in Fernpartien unter guten Spielern kommen solche vor! Geboten war L×e4 mit der Folge Lb4!, worauf Weiß nichts Besseres hat als b3 und man nicht einseht, aus welchem Grunde er den Bauern geopfert hat. 9. ... Se7! Dieser häßliche und unnatürliche Zug gewinnt! Näher lag Sb4, worauf Weiß wohl gerechnet hatte. Darauf aber würde Schwarz durch Lg5!, D×d5?, Td4 wegen des auf d8 drohenden Matts sofort die Dame verlieren. 10. b×c3—S×d5 und Weiß gab auf. Dr. Dyckhoff hat sich mit der klaren Widerlegung einer bisher strittigen Variante ein Verdienst um die Eröffnungslehre erworben.

Lösungen: Nr. 35. 1. Sf4. Nr. 36. 1. Dd1. Nr. 37. Letzter Zug a7×b8 T, statt dessen a8 D#. Nr. 38. Letzter Zug f×e3 e. p., statt dessen Lb7#. Nr. 39. 1. Kb1. Nr. 40. 1. Dd2. Angegeben von P. Bürke, F. Bott, K. Kahl und Ingenieur Schmitt.

Lüftigen Lp.



Je nachdem.

„Ich stehe jeden Tag auf, sobald die Sonne in mein Zimmer scheint!“
„Ach, so früh?“
„Na, so schlimm ist das nicht, ich wohne nach Westen raus!“

Eine eitle Dame.

Der Vergnügungsdampfer, mit dem das junge Ehepaar seine Sommerreise unternommen hat, hat Schiffbruch erlitten, die ganze Reisegesellschaft muß in Rettungsbooten Zuflucht suchen. Vor dem Verlassen des Schiffes erhält jeder Passagier seinen Rettungsgürtel. Während das Boot nun mit den Bogen kämpft, wirft die junge Frau ihren Rettungsgürtel über Bord. Entsetzt ruft ein Matrose: „Sind Sie wahnsinnig geworden, wie können Sie denn Ihren Rettungsgürtel wegwerfen?“ „Lieber Herr“, erwidert die junge Frau, „er war so unordentlich, er machte mich so furchtbar stump.“

Das Gefährte.

„Wir kommen jetzt in einen Tunnel, mein Fräulein. Haben Sie etwa Angst?“ „Oh nein, vorausgesetzt, daß Sie Ihre Zigarre aus dem Munde nehmen.“



Reinlich.

Mutter: „Mit welchem Strolch haßt du dich denn wieder herumgetrieben?“
Sohn: „Mit Vater!“

Humor des Auslandes.

Alles ist vergänglich.
„Mama, Schönheit schwindet dahin, sagt unsere Lehrerin. Ist denn das wahr?“
„Jawohl, mein Herr!“
„Ja ... aber Mama ... warum schwindet sie denn bei unserem Fräulein nicht? Papa sagt doch oft zu ihr, sie sei eine Schönheit.“
„Beruhige dich, mein Kind, sie wird morgen verschwinden!“

Tempo.
Zwei Amerikanerinnen machen eine Italienreise im 100-Kilometer-Tempo. „Raus“, sagt die eine, „find wir hier in Venedig oder in Florenz?“ — „Sieh doch mal auf den Kalender, meine Liebe. Wenn heute Montag ist, sind wir in Florenz, wenn wir Dienstag haben, sind wir in Venedig.“

Das Reich der Technik.

Meisterwerke neuzeitlicher Feinmechanik.

Die Gezeiten-Rechenmaschine. — Belauhtes Pflanzenwachstum. — Ein zehnmillionstel Grad Wärme. — Die besten Uhren der Welt.

Die Anziehungskraft von Mond und Sonne auf die Erde macht sich in dem täglich zweimal auftretenden Steigen und Sinken der Wassermassen unseres Planeten bemerkbar. Diese unter der Bezeichnung Ebbe und Flut oder Gezeiten bekannte Naturerscheinung tritt nicht zu einer bestimmten Stunde auf, sondern verschiebt sich von Tag zu Tag etwas. Die Führer von Schiffen müssen beim Anlaufen der verschiedenen Häfen natürlich mit den verschiedenen Wasserständen rechnen, und deshalb geben alle größeren Seefahrer betreibenden Staaten alljährlich Gezeitenkarten heraus, in denen Ebbe und Flut für jeden Tag des betreffenden Jahres, auf Stunde und Minute genau voraus berechnet, angegeben sind. Da an jedem Küstenort jährlich rund 1400 Hoch- und Niedrigwasser auftreten, und die Arbeitskraft eines erfahrenen Rechners nur für die Vorausberechnung der Gezeiten von einigen Häfen ausreicht, so würde die Aufstellung der Gezeitenkarten für alle wichtigen zur See erreichbaren Orte unserer Erde eine ebenso mühselige wie kostspielige Arbeit darstellen. Der Engländer William Thomson, der 1867 ein von ihm erdachtes Rechenverfahren, die „harmonische Analyse der Gezeiten“, zum erstenmal zur Aufstellung der Gezeitenkarten verwendete, kam aus diesem Grunde sehr bald auf die Idee, die langwierige, Jahr für Jahr zu wiederholende Arbeit der Gezeitenberechnung durch eine Maschine ausführen zu lassen. Derartige Gezeitenrechenmaschinen sind denn auch in der Folge in England, Amerika und Deutschland gebaut worden.

Die deutsche Gezeitenrechenmaschine ist ein äußerst sinnreich erdachtes, elektrisch angetriebenes Räderwerk, das in einem staubdicht schließenden Glasgehäuse von 2,7 Meter Länge, 2,4 Meter Höhe und 1,5 Meter Breite eingeschlossen ist. Den Abmessungen des umhüllenden Glasgehäuses entspricht auch die Größe dieser riesigen Rechenmaschine, die in 10 bis 15 Stunden die etwa 1400 Hoch- und Niedrigwasser eines Jahres für einen bestimmten Hafen ausrechnet, während ein erfahrener Rechner Monatsrechnung mit einer solchen Arbeit beschäftigt wäre. Vor Beginn der Vorausberechnung der Gezeiten für einen Hafen wird das gesamte Räderwerk der Maschine entsprechend eingestellt, und der sinnreiche Mechanismus der in Gang gesetzten Maschine besorgt nun völlig selbstständig das Berechnen aller im Laufe eines Jahres auftretenden Hoch- und Niedrigwasser mit genauer Aufzeichnung der entsprechenden Zeiten. Ein 1/2 Meter breiter und 210 Meter langer Papierstreifen bewegt sich dabei durch die Rechenmaschine, und mehrere Schreibstifte verzeichnen darauf entsprechende Kurven. Bei jedem Hoch- und Niedrigwasser ertönt ein Glockenzeichen. Die mit dem Ablesen der Maschine beauftragte Person liest alsbald die Zeit auf dem Zeigerblatt ab und vermerkt sie auf einem vorgebrachten Formular. An Scharfsinnigkeit der Konstruktion dürfte diese Gezeitenrechenmaschine höchstens noch von der geistreichen Schöpfung eines Zirkelplanimeters erreicht werden.

Das Wachsen von Pflanzen ist uns im Film schon vor vielen Jahren gezeigt worden. Streich handelt es sich hierbei stets um eine Täuschung unserer Augen mit Hilfe des Zeitraffers, der Tage zu Stunden und Minuten zusammenpreßt. Künstlich ist es jedoch dem berühmten Pflanzenforscher Bosc gelungen, das Wachstum der Pflanzen auch ohne Film sichtbar zu machen, indem er die winzige Bewegung wachsender Pflanzen durch einen sinnreich erdachten Hebelmikrometer stark vergrößerte. Er steckte in den zu messenden Pflanzenspross ein feines Drahtstäbchen. Auf diesem Stäbchen ruht der kurze Schenkel eines zweiarmligen Hebels. Dessen langer Schenkel ruht auf dem kurzen Arm eines zweiten zweiarmligen Hebels, und dessen längerer Arm auf dem kurzen Schenkel eines dritten zweiarmligen Hebels. Wird der im Pflanzenspross stehende Stäbchen beim Wachsen des Stängels mitgenommen, so wird natürlich auch das dreifache Hebelstern in Bewegung gesetzt. Da die kurzen und langen Schenkel der drei Hebel im Verhältnis 1:10 lang sind, so wird die Bewegung des in der Pflanze stehenden Drahtstäbchens durch die drei Hebel 1000fach vergrößert. Damit wäre noch nicht viel erreicht. Bosc brachte deshalb am langen Ende des dritten Hebels ein winziges Spiegelchen an, auf das der Strahl einer starken Lichtquelle geleitet wird. Von dem Spiegelchen wird der Lichtstrahl auf einen weißen Schirm zurückgeworfen. Die wachsende Pflanze bewirkt somit das Wandern des Lichtstrahles auf dem weißen Schirm. Da der Hebelmikrometer mit äußerster Präzision gearbeitet sein muß, um von dem Pflanzenspross überhaupt betätigt zu werden, bedarf kaum der Erwähnung. Dieses Instrument ist so fein ausgeführt, daß nicht nur das Wachstum von tropischen Pflanzen (Bambusschößlinge wachsen täglich 50 Zentimeter und mehr), sondern auch unser gewöhnliches Gras beobachtet werden kann.

Noch bedeutend winziger ist das Thermoelement gearbeitet, mit dem die Forscher die Temperatur der Gestirne messen. Ein Thermoelement besteht aus zwei verschiedenen Metallen, die an einem Ende miteinander verlötet sind. Werden die beiden freien Enden mit einem Galvanometer verbunden, so zeigt dieses einen Ausschlag, sobald die Verbindungsstelle beider Metalle erwärmt wird. Die Stärke des Zeigerausschlages ist abhängig von der Temperatur der erwärmten Stelle. Eines der empfindlichsten Thermoelemente dürfte zurzeit das der Mount-Wilson-Sternwarte sein, da sich mit ihm noch ein zehnmillionstel Grad Wärme nachweisen läßt. Die winzigen Metallstäbchen mit den angeschlossenen dünnen Drähten wiegen nur 1/10 Milligramm. Das Thermoelement ist in einem luftleeren Gefäß mit einem Fenster aus Flußspat eingeschlossen, um die Ausstrahlung der Metallstäbchen zu verhindern. Die aus Wunder grenzende Empfindlichkeit dieses an sich sehr einfachen Instrumentes ist so groß, daß die Wärme einer brennenden gewöhnlichen Wachskerze noch auf 150 Kilometer Entfernung gemessen werden könnte. Selbstverständlich muß das zum Messen verwendete Galvanometer ebenfalls von ganz besonderer Feinheit sein. Es besteht aus einem Spiegel, der die Breite einer Messerschneide hat und an einem Quarzstab aufgebunden ist. Eine auf dem Spiegel angebrachte Markierung wirkt einen Schatten auf eine beleuchtete Skala, die ihrerseits wieder mit Hilfe eines Mikrometers abgelesen werden muß. Der durch die strahlende Wärme eines Gestirns in dem Thermoelement hervorgerufene Strom bewirkt eine Drehung in dem Galvanometer, und der Widerschein des kleinen Spiegels gleitet auf die Skala hin und her.

Bei Vornahme der Temperaturmessung eines Sternes wird das 1000fache Fernrohr auf den Stern gerichtet. Dessen Strahlen fallen in den Hohlspiegel und werden zu dem Thermoelement reflektiert, dessen Plättchen im Brennpunkt des Spiegels angeordnet sind. Die Ausschläge des Galvanometers

werden photographisch registriert. Mußte man sich früher damit begnügen, die Temperatur von Sternen aus ihrer Farbe schätzungsweise zu ermitteln, so ermöglicht das Thermoelement die genaue Temperaturmessung sogar noch von solchen Sternen, die das unbewaffnete Auge überhaupt nicht sieht. In Amerika geht zurzeit ein 2000füßiges Spiegelteleskop seiner Vollendung entgegen, dessen aus Quarzglas gegossener Spiegel allein 30 000 Kilogramm wiegt. Mit diesem neuen Instrument wird man das Licht einer Kerze noch auf 66 000 Kilometer Entfernung wahrnehmen können. Die Grenze des sichtbaren Universums wird damit auf 1700 Millionen Lichtjahre hinausgeschoben werden können.

In der letzten Zeit glauben die Forscher auf gewisse Veränderungen der Tageslänge schließen zu müssen, und so ist ihr Ruf nach besseren Uhren als sie heute dem Astronomen zur Verfügung stehen, wohl zu begreifen. Zwar sind die Pendeluhr im Laufe der letzten Jahrzehnte durch Verwendung von Nickelstählen mit geringer Wärmeausdehnung, durch Quarzpendel, freie Hemmungen, elektromagnetische Antriebsvorrichtungen und andere Neuerungen so verbessert worden, daß die tägliche Gangänderung auf einige tausendstel Sekunden herabgedrückt werden konnte, doch ist diese Fehlerquelle dem Astronomen immer noch viel zu groß. Zurzeit gilt das Schottische „Synchronon“ als die beste Uhr auf der Erde. Dieser Zeitmesser besteht aus zwei Werken: einer Hauptuhr und einer Neben- oder Arbeitsuhr. Die Hauptuhr hat kein Räderwerk. Sie befindet sich in einem luftleeren Gehäuse, dessen Vakuum 30 Millimeter Quecksilbersäule beträgt. Ihr Pendel erhält nach je 30 Sekunden einen Impuls. Die von der Hauptuhr im Gleichlauf erhaltene Nebenuhr

schaltet bei jeder Schwingung ein Zahnrad mit 15 Zähnen mechanisch weiter. Alle 30 Sekunden löst das Zahnrad einen Hebel aus, der mit einer Rolle an einer schrägen Fläche des Arbeitspendels herabgleitet und diesem damit einen Impuls erteilt. Ein durch den Fall des Hebels unter Strom gesetzter Elektromagnet zieht den Hebel darauf sofort wieder nach oben. Gleichzeitig wird ein Nebenuhr-Zeigerwerk elektrisch um 30 Sekunden weiter geschaltet, und außerdem ein Hebel des Hauptpendels ausgelöst. Durch diesen fallenden Hebel erhält das Hauptpendel wie zuvor das Arbeitspendel einen Antrieb. Durch den Fall des Hebels wird auch hier ein Elektromagnet unter Strom gesetzt, der den Hebel wieder nach oben zieht, und auch das Zeigerwerk der Hauptuhr wird um 30 Sekunden geschaltet. Zu den Mechanismen des „Synchronon“ gehört ferner ein weiterer Elektromagnet. Dessen Anker trägt einen leichten Anschlaghebel. Dessen gegenüber befindet sich eine Feder, die an der Stange des Arbeitspendels befestigt ist. Wenn das Arbeitspendel etwas zurückgeklappen ist, so tritt der Fall ein, daß die Spitze der an ihm angebrachten Feder gegen den Anschlaghebel stößt, dadurch etwas angepannt wird, und die Bewegung des Pendels durch elastischen Zurückschlag beschleunigt. Dieser vom Erfinder als „Aufs-Geräte-moht-Synchronisation“ bezeichnete Mechanismus ist der wichtigste Teil dieses Zeitmessers, da seine Wirksamkeit den genauen Gang der Uhr, die man vielleicht als die beste des Gegenwärtigen bezeichnen darf, im Geleise hat.

Völlig gelöst ist die Aufgabe weder durch diese noch durch andere Konstruktionen, und die im Sinne der Astronomen ideale Uhr, die mit dem kosmetischen Uhrwerk (dem Universum) dauernd im gleichen Schritt und Tritt marschiert, wird wohl auch niemals gebaut werden können. Aber auch mit ihren heutigen Unvollkommenheiten dürfen das „Synchronon“ und andere der gegenwärtig benutzten Präzisions-Zeitmessinstrumente als Meisterwerke der modernen Feinmechanik bezeichnet werden.

Ein neuer Schiffsantrieb.

Das Bestreben, Wasserfahrzeuge ohne Verwendung von Segeln, Schaufeln oder Schrauben anzutreiben, beschäftigt seit langem zahllose Ingenieure und Erfinder. Wie jetzt aus Schweden gemeldet wird, ist dort von einem Ingenieur eine neue Lösung dieses Problems erfunden worden, das durch seine leichte Verwirklichung beachtet zu werden verdient. Das Grundprinzip dieser Erfindung ist allerdings bereits schon in verschiedenen Vorschlägen zur Anwendung gekommen; das Neue an dieser Erfindung jedoch besteht in der konstruktiven Einzelheiten, die einen weit höheren Wirkungsgrad als die bisherigen gleichartigen Erfindungen erhoffen lassen.

Die Erfindung des schwedischen Ingenieurs schlägt vor, im Boden des Wasserfahrzeuges Röhren oder Kanäle anzubringen, in die durch eine oder mehrere Ausströmungsventile Verbrennungskammern münden. Die Röhren oder Kanäle im Boden des Fahrzeuges, die jedoch so angebracht sein sollen, daß sie keine hemmende Wirkung auf die Schiffsgeschwindigkeit ausüben, sollen in ständiger Verbindung mit dem Außenbordwasser stehen. In den Verbrennungskammern wird flüssiger oder gasförmiger Brennstoff durch Explosionen verbrannt und stoßweise durch die Ventile ausgeströmt, so daß die Explosionen direkt auf das in den Röhren befindliche Außenbordwasser einwirken. Der Zweck der Erfindung soll es nun sein, eine besonders stark antreibende Wirkung dadurch zu erzielen, daß die Gasausströmungen in günstiger Weise geleitet werden. Zu diesem Zweck befinden sich an den Mündungen der Verbrennungskammern Verengungen und seitlichen, die so angeordnet sind, daß sie das freie Ausströmungsareal des in den Röhren an den Mündungen der Verbrennungskammern befindlichen Wassers begrenzen und das Wasser mit starkem Druck in die gewünschte Richtung leiten.

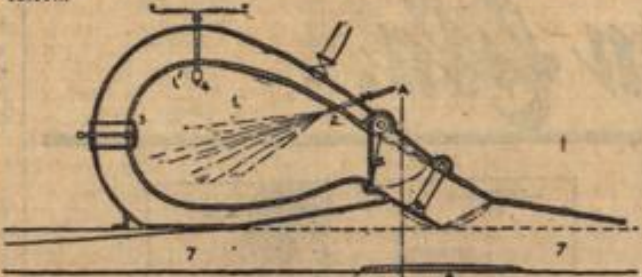


Bild 1

In unserer schematischen Darstellung Nr. 1 eine Verbrennungskammer, in welche der Brennstoff durch das Ventil 2 eingespritzt wird. Die Verbrennungsluft, die zweckmäßig vorgewärmt werden soll, wird durch das Ventil 3 eingesaugt. Das entstandene Gasgemisch wird durch einen elektrischen Funken von einer Zündkerze 4 entzündet und verbrennt explosionsartig, wodurch das Ausströmungsventil 5 geöffnet wird und die Verbrennungsgase durch die Mündung der Verbrennungskammer ausströmen. An dieser Mündung ist eine Gelenkschiene 6 so angebracht, daß sie einen Teil der einen Wand der Mündung bildet. Die Gelenkschiene ist so drehbar angeordnet, daß sie vom Innern des Fahrzeuges aus betätigt werden kann. In unserer Skizze ist die Gelenkschiene 6 so gezeichnet, daß das Gas nach rückwärts ausströmen kann. Mit punktierten Linien ist die Stellung der Gelenkschiene für den Fall dargestellt, daß sie eine Rückwärtsfahrt des Fahrzeuges durch die erzwungene Umkehr des Gasstromes bewirkt.

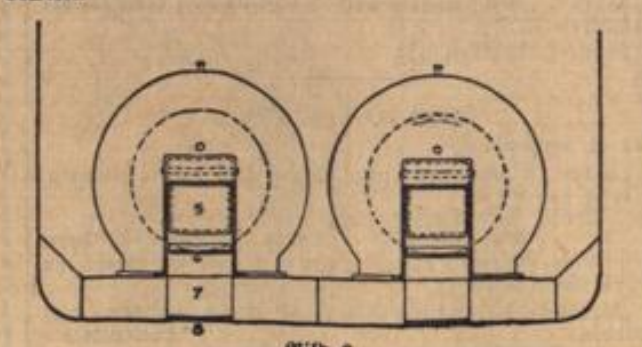


Bild 2

Diese Skizze stellt den Querschnitt durch zwei nebeneinander angeordnete Verbrennungskammern im Rumpf eines Schiffes dar, wobei die Verbrennungskammern im Schnitt a bis b der Fig. 1 dargestellt sind.

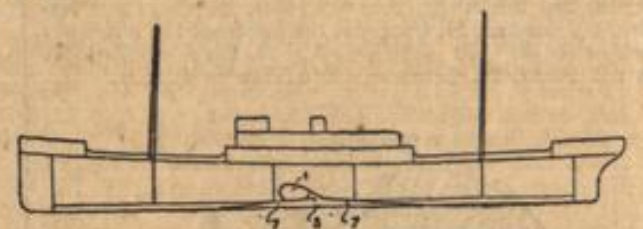


Bild 3

zeigt die Anordnung einer Verbrennungskammer in einem Frachtdampfer in maßstäblichem Verhältnis.

Die Kanäle oder Röhren am Boden des Schiffes schlägt der schwedische Erfinder in folgender Form vor: Je nach Anzahl der Verbrennungskammern soll der Schiffsboden längsrichtungslaufende Rinnen erhalten, die in Fig. 1 mit Nr. 7 bezeichnet sind. Unter den Rinnungen der Verbrennungskammern sollen diese Rinnen nach außen durch starke Blechplatten abgeschlossen sein, die auf unserm Bild Nr. 1 mit 8 bezeichnet sind. Durch diese Blechplatten wird das Außenbordwasser an den Mündungen der Verbrennungskammern vorbeigeführt und kann beim Ausströmen des explosierenden Antriebsgases nur nach hinten weggeschleudert werden, wodurch der höchste Wirkungsgrad der Gasexplosionen erreicht wird.

Wie weiter gemeldet wird, soll sich auf einer schwedischen Werft ein Schiff mit dieser neuen Antriebsart im Bau befinden und die interessierten Fachkreise erwarten mit größter Aufmerksamkeit die praktische Erprobung dieser neuen Erfindung, deren erfolgreiches Abschneiden sehr leicht eine vollkommene Umwälzung im Schiffsbau herbeiführen könnte.

W. E.

Fünf Minuten Technik.

Eine hydraulische Biegepresse von bisher unbekannten Ausmaßen wurde zum Biegen der Schiffsbleche für die neuen 10 000-Tonnen-Panzerkreuzer von der Hydrau-lik-G. m. b. H. in Duisburg an die Deutschen Werke in Kiel geliefert. Diese Presse arbeitet mit einem höchsten Probedruck von rund 1000 Tonnen bei einem Betriebswasserdruck von 250 Atmosphären. Die Ausladung von Mitte Preßblech bis Ständerinnenkante beträgt 2,20 Meter. Der untere Arbeitstisch hat in Richtung der Ausladung eine Länge von 4 Meter und eine Breite von 3 Meter. Die lichte Höhe zwischen den Tischen beträgt 1,80 Meter, die Gesamthöhe der Presse 14 Meter.

Eine beachtenswerte Neukonstruktion für Lastkraftwagen ist auf dem englischen Markt erschienen. Es handelt sich um ein Dreiradfahrzeug mit vor- und hinterem Lenzrad für Lasten bis zu 3 Tonnen. Der Motor, ein Zweizylinder, ist mit Kupplung und Getriebe in einem Rahmen zusammengebaut, und ist schräg seitlich angeordnet. Die in der Mitte liegende Kardanwelle wird über ein Kettengetriebe angetrieben. Der weitere Antrieb der Hinterräder erfolgt in der üblichen Art über Kegelrad und Differential. Das Vorderrad wird über ein Regelradgetriebe gelenkt und kann Schwenkungen bis zu 180 Grad ausführen. Hierdurch erhält das Fahrzeug eine außerordentliche Wendigkeit. Bei einem Achsabstand von 2,7 Meter wurde ein Wendekreis von nicht ganz 5 Meter erreicht. Beim fertigen Fahrzeug ist das Vorderrad und das Antriebsaggregat vollkommen gelapfelt.

Die Stadt Frankfurt am Main hat als erste in ihre neuen Straßenbahntriebwagen anstelle der bisherigen üblichen Sitzbänke Stabilisierbänke einbauen lassen. Die Bänke sind in einem Winkel zu den Seitenwänden des Wagens angeordnet und bieten hierdurch eine bedeutend bessere Raumnutzung als dies bisher möglich war.

Die ungarische Regierung hat beschlossen, die Eisenbahnlinie Budapest—Österreichische Grenze auf elektrischen Betrieb umzustellen. Man rechnet damit, daß der Umbau der Strecke 480 Millionen Pengo betragen wird.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 119.

Sonntag, 10. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(8. Fortsetzung.)

„Wir sind acht Personen“, sagte irgend jemand.
„Eine runde Zahl“, bemerkte Tarasi. — „Warum soll eine 8 besonders rund sein?“, lachte der dicke vom Berg. „Eine 10 oder 20 ist genau so rund.“

„Meinen Sie? Dann schreiben Sie mal die Ziffer 8, und Sie werden sehen, daß es die einzige aller neun Zeichen ist, die nur aus Rundungen besteht.“

„Sie vergessen die Null“, erwiderte Mr. Edding, der immer sehr genau war.

Der Jnder verneigte zustimmend sein Haupt.

„Leider kann man null Gäste nicht einladen.“

„Trinken wir auf das Wohl des Gastgebers“, lachte Guillemet.

Zum erstenmal hatte er den Mund aufgetan. Man stieß an, auch Stefan tat mit, wenn auch in seinem Glas nur Selter perlte. Aber die Stimmung war nun einmal da und hielt auch an.

„Was ist das für ein seltsames Geräusch?“

Edding hatte es gefragt, und alle horchten.

„Es regnet“, stellte Rabinowitsch fest.

„Verflucht! Pardon — ich dachte an das Turnier“, sagte Bill.

„Ich werde Auftrag geben, die Wetterwarte anzufragen“, sagte Tarasi und klatschte in die Hände, worauf einer der Diener schweigend hereinkam, schweigend den Befehl entgegennahm und sich schweigend wieder entfernte. — „Ein unheimliches Haus“, sagte Herr vom Berg auf deutsch zu Stefan. — Sonst wurde englisch gesprochen.

„Das sind die Bräuche unseres Landes“, lächelte Tarasi, der auch Deutsch verstand. „Wenn Sie damit vertraut wären, würden Sie nichts mehr unheimlich finden.“

Wieder erschien der Diener und richtete leise einige Worte an seinen Herrn.

„Schade“, sagte Tarasi, „die Wetterwarte teilt mit, es werde morgen den ganzen Tag regnen.“

„So ein Pech!“, rief Bill.

„Eher ein Glück“, sagte Stefan, „da kann ich morgen richtig ausschlafen.“

Seine Laune wurde durch die Gewißheit, daß das Turnier um einen Tag werde verschoben werden, besser, und er beschloß, nicht um 11 nach Hause zu gehen, sondern länger zu bleiben. Allerdings bereute er diesen Entschluß, als nach einigen Stunden der Vorschlag gemacht wurde, ein wenig zu pokern. Dieser Vorschlag ging von Monsieur Guillemet aus, und es war nicht recht möglich, ihm hier mitzuteilen, warum man alles andere lieber tue, als gerade eine Pokerpartie zu eröffnen. Da aber das Kartenspiel die letzte Rettung zu sein pflegt, wenn man sich nicht mehr viel zu sagen hat, weil die Zunge vom schweren Wein nicht leichter geworden ist, und wenn alle besseren Wiße, die man in Damengesellschaft verschweigt, erzählt worden sind, was bleibt acht Herren mitten in der Nacht anderes übrig?

„Ich spiele nicht mit“, sagte Rabinowitsch, der aus unbekannten Gründen nie eine Karte anrührte.

„Auch ich möchte meinen Nerven das nicht zumuten“, meinte Herr vom Berg. „Zudem sind ja sechs Herren genug. Zu sechs pokert sich besser als zu acht.“

13.

So kam es, daß die sechs Herren sich ins Spielzimmer zurückzogen, während die beiden anderen in der Bibliothek Platz nahmen.

„Weshalb sollen wir zusehen“, meinte Rabinowitsch, „da wir doch genau wissen, wie das Spiel ausgeht.“ — „Ich verstehe Sie nicht.“ — „Na, ich meine, es ist doch klar, daß die Partie nur arrangiert wurde, um Herrn Domscheid gewinnen zu lassen.“

„Meinen Sie das im Ernst?“

„Weshalb soll ich scherzen? Wenn mein Gefühl mich nicht täuscht, dann hat Tarasi den Wunsch, Domscheid gewinnen zu lassen. Beim Pokern ist das eine Kleinigkeit.“

„Und warum soll er ihn gewinnen lassen?“, fragte vom Berg.

„Um allen zu zeigen, daß ihm am Geld nichts gelegen ist, daß jene paar tausend Franken, die er neulich abends in jenem Spiel gewann, für ihn gar keine Rolle spielen, kurzum, daß er mit der ganzen geheimnisvollen Angelegenheit nichts zu tun hat.“

„Da bin ich wirklich gespannt, ob Sie recht behalten. Haben Sie sonst etwas Neues entdeckt?“

„Ich wünschte, ich hätte mich mit der ganzen verfluchten Angelegenheit nicht befaßt.“

„Dann haben Sie also eine Spur?“

„Ich nehme an. Inzwischen habe ich nämlich die 20 Karten aus dem Spiel gemischt untersucht lassen, und da ist ohne große Mühe festgestellt worden, daß 18 Karten eine ganze Reihe der verschiedensten Fingerabdrücke aufweisen, daß aber zwei Karten nur von einer Hand berührt wurden.“

„Natürlich die beiden Karten, die Domscheid bekam.“

— „Ohne Frage.“ — „Das ist aber sehr erfreulich.“

— „Weshalb erfreulich?“, wollte der Pole wissen. —

„Weil dieser Umstand beweist, daß Domscheid die Wahrheit gesagt hat.“ — „Er beweist höchstens den Umtausch der Karten. Möglich ist natürlich auch, daß Domscheid die Karten vertauschte.“ — „Glauben Sie etwa daran?“, entrißte sich der dicke vom Berg.

„Keineswegs. Ich wollte nur korrekt sein. Aber wir kommen vom Thema ab. Also: die Karten wurden vertauscht. Wer hat es getan? Sie selbst hatten keine Gelegenheit, denn Sie waren krank. Herr Jenzes hatte gepaßt. Ihn interessierte die ganze Partie nicht. Domscheids Blatt war nach dem Umtausch sehr schlecht. Wie schlecht muß es erst vorher gewesen sein! Wollte er aber bluffen, dann brauchte er ja die Karten nicht erst zu vertauschen, denn bluffen kann man mit den schlechtesten Karten.“

„Dem alten Wattington ist eine so raffinierte Sache gar nicht zuzutrauen. Er ist ungeschickt und schlüßtern.“

„Das ist auch meine Meinung. Bleibt also der Jnder oder ein Außenstehender. Entweder wollte man Domscheids Karten verschlechtern, damit ein anderer gewann, oder Domscheid in ein schiefes Licht setzen.“

„Ich komme da nicht recht mit“, gestand vom Berg.

„Wissen Sie, ich bin Kaufmann, ich denke und rechne in Zahlen, Geld, Wechseln, Aktien und so weiter. Ich kann mir nur denken, daß sich jemand bereichern wollte. Alles andere lehne ich ab.“

(Nachdruck verboten.)

Aber Rabinowitsch schüttelte den Kopf, während er die Gläser zum viertenmal mit dem schweren, dunklen Wein füllte, den der Diener in einer Kristallkaraffe neben sie gestellt hatte.

„Besuniären Vorteil hatte nur Tarasi. Der braucht aber kein Geld. Ich habe mich erkundigt und erfahren, daß er tatsächlich der ist, für den er sich ausgibt, nämlich der Sohn eines unendlich reichen indischen Fürsten. Er wird wegen ein paar tausend Franken nicht solch lächerliche Komödie inszenieren.“

Nebenan wurden die Stühle gerückt, und alles sprach durcheinander.

„Die Partie scheint beendet zu sein“, meinte der Pole und stand auf.

„Ich sage ja immer“, lachte Monsieur Guilomet, während die Herren langsam ins Zimmer kamen, „Un- glück in der Liebe, Glück im Spiel. Müssen Sie ein Pech in der Liebe haben!“

Er sprach zu Domscheid, der einige Visitenkarten in der Hand hielt und sie jetzt in seine Brieftasche steckte. Rabinowitsch winkte Cook heran.

„Wer hat gewonnen?“

„Stefan natürlich, Sie hören's ja. Er hatte ein unheimliches Glück, aber etwas von Pech, wie bei dem Hausherrn, habe ich noch nicht gesehen.“

Der Anwalt warf einen raschen Blick zu Berg hinüber.

Aber 40 000 Franken ist Tarasi allein an Domscheid losgeworden und mußte zum Schluß noch einen Bon schreiben, da er nicht genügend Bargeld im Hause hatte.

„Sehen Sie“, sagte Rabinowitsch, „er hat dreimal soviel verloren, als er neulich durch die eine Partie gewann.“

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, obwohl man der Ansicht sein kann, daß es sich bei dem heutigen Pech des Hausherrn um einen Zufall handelt.“

Stefan war müde und wollte aufbrechen, aber Tarasi riß die Vorhänge zurück und zeigte nach draußen, wo es ununterbrochen vom Himmel schüttete. — „Sie können sich morgen ausschlafen, Mr. Domscheid. Jetzt aber bleiben Sie noch ein kleines Stündchen bei mir. Ich habe eben Whistable-Austern servieren lassen, und dazu trinken wir Moussieur Beuve-Cliequot 1906. Ich hoffe, daß auch Mr. Domscheid ein Glas zu sich nehmen wird.“

Einem Mann, dem man eben 40 000 Franken abgenommen hat, kann man schlecht eine solche Bitte abschlagen, und so gingen alle gemeinsam in das Spielzimmer, das mit überraschender Geschwindigkeit von den Dienern abgeräumt, gelüftet und in Ordnung gebracht worden war, und wo acht herrlich geschliffene und im Scheine der matten Ampeln funkelnde Sekt- kelche standen.

„Aus dem Jahre 1906 sagen Sie?“ Mr. Edding wiegte den Kopf und ließ sich von einem der Diener eine Flasche präsentieren.

„Ist das nicht ein bißchen alt?“

„Sekt hält sich 30 Jahre“, sagte Tarasi und gab ein Zeichen, einzuschwenken und die Austern zu servieren. „Sie werden sehen, daß dieser wundervolle Champagner durch die Jahre noch gewonnen hat.“

„Austern nach Mitternacht. Mal ganz was anderes“, meinte Herr vom Berg und langte nach einer besonders großen Schale.

Eine Weile verstummte das Gespräch, man hörte nur das Klappern der Austernschalen und der Bestecke, das Schlürsen, wenn jemand den Kelch zum Munde führte und das exquisite Raß die Kehle herabrinnen ließ. Gerade wollte Herr vom Berg dem Hausherrn sein Kompliment über diesen herrlichen Sekt machen, als Mr. Edding seine Gabel fallen ließ, die auf den Teller klirrte und dann zur Erde sprang.

„Da“, sagte der Engländer nur und schaute auf seinen Teller.

„Was ist denn los?“, rief Tarasi.

„Eine Perle!“

Jemand hatte es gerufen, und jetzt starrten alle nach dem Teller des Engländers hin, auf dem eine soeben geöffnete Auster lag. Am Rande, dicht neben dem rosigen Fleisch, glitzerte auf dem Perlmutt eine Perle, eine richtige Perle von beachtlicher Größe.

„Donnerwetter!“, war das einzige, was Rabinowitsch hervorbringen konnte.

„Eine große Perle“, ließ sich Glen vernehmen, „was mag die wert sein?“

Aber keiner antwortete darauf, die Gedanken waren ganz wo anders.

„Perlen in englischen Austern sind etwas sehr Seltenes.“

Das war das erste, was Mr. Edding sagen konnte. Er nahm die Perle zwischen zwei Finger und hielt sie gegen das Licht.

„Echt dürfte sie sein“, lachte vom Berg, aber es war kein sehr lustiges Lachen.“

„Eine sehr große Perle“, sagte Tarasi. „Ich habe, glaube ich, eine in meinem Besitz, die fast genau so groß ist.“

„Es gibt natürlich noch größere“, sagte Guilomet. „Wenn ich nicht irre, war die größte, die man je fand, ein fast taubeneigroßes Stück, genannt La Peregrina, eine einzigartige Perle, die seinerzeit König Philipp von Spanien überreicht und auf 80 000 Dukaten geschätzt wurde.“

„Was mag diese hier wert sein?“, wiederholte Stanley Glen seine vorhin gestellte Frage.

„Vielleicht 10 000 Mark“, meinte Herr vom Berg.

Aber Cook war der Ansicht, sie müsse das Dreifache einbringen.

„Nein, nein“, sagte Rabinowitsch, „ich verstehe auch ein wenig von Perlen, aber mehr als 15 000 Mark gibt Ihnen kein Juwelier dafür.“

„Man braucht sie ja nicht an einen Juwelier zu verkaufen. Jemand, der sie selbst tragen will, gibt mehr dafür.“

„Wem gehört eigentlich die Perle?“, fragte Glen.

Das Wort war gefallen, vor dem sich alle gefürchtet hatten, und das keiner der anderen hatte aussprechen wollen.

„Natürlich Mr. Edding“, sagte Tarasi, „er hat sie gefunden und darf sie füglich behalten.“

(Fortsetzung folgt.)

Meiner Mutter.

Es liegt wie Silberseide
Das Haar um dein Gesicht,
Und dreine Hände beide
Erfüllten schwerste Pflicht,
Bis sie dem Werk entslitten
Einst müde und erschlaft.
Geliebt, ach, und gelitten
Hast du mit Mutterkraft.

Noch klingen deine Lieder
Mir leise nach im Ohr:
Roll Wehmut sing' ich wieder
Sie meinen Kindern vor.
Wir waren wohl geborgen,
Von Mutterleib gehegt,
O, könnt' ich dich umjorgen
Noch einmal, dankbewegt.

Und drückt an schweren Tagen
Mich jetzt der Pflichten Last,
So denk' ich, daß Entsagen
Auch du verschwiegen hast.
Und aus des Unmuts Schatten
Bricht frischer Kräfte Schein:
Ich will, wie wir sie hatten:
Roll Treue Mutter sein!

R. Römer.

Muoter — Mama — Mutti.

Zum Muttertag am 10. Mai.

Jede Zeit spricht ihre eigene Sprache und formt ihre eigenen Worte, und so hat denn auch das Wort Mutter im Lauf vieler Jahrhunderte mancherlei Wandlungen erfahren. Vom ältesten Wort, dem althochdeutschen muoter, mit dem noch im 8. Jahrhundert die Kinder die Mutter nannten, veränderte es sich allmählich in das weichere modat oder moder, woraus sich später das Wort mutir herausgebildet hat. Bei diesen ältesten Mutternamen verlangte die Aussprache noch eine langgezogene Stammfalte, doch schon das Wort mutir wurde kurz ausgesprochen, und damit leitete es zu unserem lieben, altvertrauten und echt deutschen Wort Mutter über, das zum erstenmal im 15. Jahrhundert auftaucht und hundert Jahre später, nachdem es sich von Mitteldeutschland aus nach Norden ausgebreitet hatte, fast überall das alte, langgezogene moter, wie auch das jüngere mutir verdrängt. Hunderte von Jahren blieb es dann bei dem Wort Mutter, bis man es um die Mitte des 17. Jahrhunderts auf einmal feiner und hübscher fand, wenn die Kinder die Mutter „Mama“ riefen. Mit drei Jahren hat er geschrien, mamma trinken!“, schreibt Abraham a Santa Clara, und die zwei einfachen Silben sind ja auch wirklich immer so ziemlich das erste Wort, das die Kinder aussprechen lernen. Es wurde nun also, wenn auch zunächst nur bei den vornehmen Leuten, Brauch, die Mutter als Mama zu bezeichnen. Anfangs wurde es nur von den Kindern gebraucht, vom Beginn des 18. Jahrhunderts an gewöhnten sich jedoch auch die Erwachsenen an das neue Wort, das nach französischem Vorbild oft „Maman“ ausgesprochen wurde. Man fand es nämlich so feiner.

Aus dem Wort Mama haben sich dann mit der Zeit allerhand Koseformen gebildet, so zum Beispiel das schweizerische Mammeli, das niederdeutsche Mamme, Mammelen und Mammelen; das Wort Mamachen ist erst neueres Salondeutsch, hat sich aber heute dennoch ziemlich überlebt. Dagegen hat der Volksmund, der immer noch treu am alten deutschen Wort Mutter hing, die verschiedensten zärtlichen Mutternamen geprägt. So hat das Wort Mütterle, Mutterli oder Mudli im Schweizerisch-Schwäbischen, Mutting und Mutterken im Niederdeutschen, Mutterl in Oberbayern, Mutterchen in Ostpreußen und Litauen, dann auch das beliebte kurze Muttel und endlich das gegenwärtig sehr viel gebrauchte hübsche Kinderwort Mutti. Merkwürdigerweise sind diese Worte fast alle späteren Ursprungs, so daß sogar das Wort Mütterchen erst vom 18. Jahrhundert ab auftaucht.

Auch das Wort Muttersprache läßt sich nicht vor dem 15. Jahrhundert auffinden. Damals wurde es zuerst in Norddeutschland, und zwar als Modersprache gebraucht, worauf es nach und nach auch in die gesamte deutsche Sprache eindrang, anfangs oft als „mütterliche Sprache“, bis es im 16. Jahrhundert allgemein zur „Muttersprache“ wurde.

Die Macht der Kunst.

Von Albert Reinde.

„Schwester“, sagte die Kranke mit matter Stimme, „öffnen Sie bitte die Tür zur Veranda.“

„Wie Frau Baronin befehlen.“

Auf einen Wink fuhr Schwester Martha dann den Rollstuhl mit der alten Dame an die geöffnete Tür. Die Frühlingssonne flutete warm herein. Bäume und Sträucher des ausgedehnten Parkes, der das Gutshaus umgab, prangten im zarten Grün. Munter zwitscherten die Vögel.

Die Kranke atmete mit sichtlichem Behagen die erquickende Frühlingsluft. Die wiedererwachende Natur erfüllte sie mit neuer Hoffnung. Ihr schmales, achtunggebietendes Gesicht zeigte herbe Züge, vom ehernen Griffel des Schicksals tief eingegraben. Ein Leben voller Kampf und Arbeit lag hinter ihr. Früh war ihr Gatte gestorben, hatte sie mit den beiden Kindern und dem stark verschuldeten Gut allein zurückgelassen. Nur ihrem unermüdlichen Fleiße und ihrer zähen Energie war es zu verdanken, daß das Gut nicht unter den Hammer kam, sondern der Familie erhalten blieb. Sie konnte stolz sein auf ihren Erfolg! Dennoch lastete ein trüber Schatten auf ihrer Seele. Sie war wortfarg und kalt, genau wie ihr zweiter Sohn, der ihr ganzes Naturell geerbt hatte. Mit großer Liebe hing sie an ihm, ohne es äußerlich merken zu lassen.

Die Kranke hülfte. Besorgt näherte sich Schwester Martha und hülfte sie fester in die Decken.

„Lesen Sie mir etwas vor, Schwester.“ Dabei deutete die Baronin auf den altertümlichen Bücherschrank.

Während Schwester Martha nach einem geeigneten Buche suchte, fiel plötzlich eine Photographie zu Boden. Es

war das Bild eines jungen Mannes mit sympathischen Gesichtszügen und vollem lockigem Haar.

„Was haben Sie da?“

Schwester Martha reichte ihr das Bild. Das Gesicht der Kranken verfärbte sich säh und bitter zuckte es um ihren Mund. „Dieser Phantast! ... Kennst die Welt nicht! ... Brotlose Künste! ...“ fließ sie abgebrochen hervor. Verächtlich lachte sie auf, zerris dann zornig das Bild und warf die Stücke weit von sich.

Schwester Martha war entsetzt. So aufgeregt hatte sie die alte Baronin noch nie gesehen. Durch den alten Diener Johann, der dem Hause schon während zweier Generationen diente, erfuhr sie später, daß es das Bild des ältesten Sohnes Georg, des eigentlichen Erben des Gutes, war.

„Ja, das ging der alten Baronin gegen die Rechnung“, erzählte Johann, „daß gerade ihr Ältester keinen Sinn für die Landwirtschaft hatte. Er schwärmte für die Kunst, besonders für die Musik, hatte den Kopf voller Ideale und spielte in seiner freien Zeit immer auf der Geige, die ihm sein Onkel geschenkt hatte. Manchen harten Austritt hatte es deswegen gegeben! „Kunst geht beiteil!“ schrie eines Tages die Baronin und zerhug die Geige in tausend Stücke. Ihr eigener Bruder, den sie sehr liebte, hatte sich auch der Musik gewidmet und war in Not und Elend gestorben. Diese künstlerische Ader war ein „Erbübel“ in ihrer Familie und nun mußte sie erleben, daß ihr eigener Sohn damit befaßt war. Das Schlimmste aber war, daß er ein armes Mädchen heiratete, statt die Tochter und Erbin des reichen Gutsnachbarn. Beide Güter in den Händen ihres ältesten Sohnes vereinigt zu sehen, war ihr heftigster Wunsch gewesen. Aber, wie so oft im Leben, fügte es das Schicksal anders. Fünfzehn Jahre sind es jetzt her, daß sie sich unter harten Worten trennten.“

„Es steht schlimm mit der Frau Baronin“, sagte eines Tages der Hausarzt zur Schwester. „Das Beste wird sein, Sie benachrichtigen telegraphisch den jüngsten Sohn, der aus geschäftlichen Gründen in der Hauptstadt weilt.“

Auf die Frage, ob nicht auch der älteste Sohn herbeigerufen werden solle, nickte der Arzt nach einigem Bedenken, machte jedoch zur Bedingung, ihn nicht zur Sterbenden zu führen, da sein unerwarteter Anblick sie zu sehr erregen könnte.

Am andern Morgen verschlimmerte sich der Zustand der Baronin. Sie wurde sehr unruhig und verlangte immer wieder nach Erwin, ihrem Jüngsten. Der Arzt suchte sie zu trösten und war nicht wenig über ein Telegramm erschrocken, in dem Erwin seine Ankunft erst für den nächsten Tag ankündigte. Langsam wurde es Abend. Die Kranke jammerte laut, das Fieber steigerte sich, mit großen, sehnsüchtigen Augen starrte sie zur Tür. Aller Trost versagte. Da ertönte die Glode. Schwester Martha eilte zur Gartentür. „Lebt meine Mutter noch?“ bestürzte sie ängstlich ein junger Herr mit tiefem Gesicht und wohlklingender Stimme. Es war Georg, der älteste Sohn, der trotz aller Zerrwürfnisse die Liebe zur Mutter bewahrt hatte. Schwester Martha bejahte, deutete ihm aber an, daß die Kranke nicht nach ihm gefragt hätte. Es überraschte ihn nicht. Schweigend schritt er neben der Schwester dem ihm wohlbekannten Hause zu. Er trug im Kasten eine Bioline bei sich, denn er befand sich auf einer Konzertreise, die er sofort unterbrochen hatte. Am Eingang des Hauses erwartete ihn der Arzt. Schonend unterrichtete er Georg über das Befinden der Mutter und gab der Befürchtung Ausdruck, daß der Tod eintreten könne, noch bevor der jüngste Sohn eingetroffen sei.

Während sich die Herren in den Salon begaben, eilte Schwester Martha zur Kranken. Im Fieber sprach sie mit ihrem Jüngsten, den sie am Bette wächte, dann plötzlich rief sie wieder flehentlich nach ihm. Die Schwester berichtete es den Herren, wollte darauf zur Kranken zurück, wurde aber durch Georg daran gehindert. Ein feierlicher Entschluß leuchtete aus seinen Augen. Schnell hülfte er sein üppiges Haar nach Art des jüngeren Bruders glatt zurück, zog dessen Hausjacket an und eilte in das Zimmer der Sterbenden. Schwester Martha folgte ihm und lauschte angstvoll an der Tür.

„Erwin, mein Sohn, bist du endlich zurückgekehrt, mein liebes, liebes Kind!“ rief die Baronin und strich dem vor ihr Knienden freudig erregt über das Haar. Immer wieder flüsterte sie Zärtlichkeiten, aber mit keinem Worte gedachte sie des Erstgeborenen. „Erwin, alles gehört dir! Durch mein Testament kommt das ganze Gut ungeschmälert in deinen Besitz. Ich weiß, du wirst es in Ehren halten!“ Und der, der die Stelle des Bruders vertrat, küßte heiß ihre Hände, stammelte innige Dankesworte, obgleich sein Herz blutete.

„Mutter“, begann er zaghaft, „soll nicht auch Georg zu dir kommen, willst du ihn nicht sehen?“

Die Kranke schwieg. Ihr Gesicht zeigte mit einem Male wieder die gewohnte Härte. Die Augen schlossen sich; schwer atme ihr Atem.

Georg sprang sich empor, riß die Geige aus dem Kasten und spielte, spielte mit der ganzen Inbrunst seiner gequälten Seele. Tiefer Schmerz, Bitten, Flehen, die unendliche Liebe zur Mutter klang aus den Tönen. Plötzlich spielte er, wie von innerer Macht getrieben, das Lied:

„Aus tiefer Not schrei ich zu dir,
Herr Gott, erhöhr' mein Rufen...“

Die Töne strichen um das Ohr der Sterbenden, drangen in sie ein, immer tiefer, mahnender, wie mit eherner Gewalt pochten sie an ihr Herz, das schon dem Stillstand nahe war.

Und siehe da, ihr Bewußtsein lehrte noch einmal zurück, ihre Züge glätteten sich, langsam schlug sie die Augen auf, erkannte ihren Sohn und rief mit dem Aufwand ihrer letzten Kraft: „Georg, mein lieber Sohn!“

Mit einem Freudenausschrei stürzte Georg an das Bett und barg sein Gesicht schluchzend in den Händen der Mutter. „Mein lieber, guter Sohn“, sagte sie mit brechender Stimme, „ich tat dir Unrecht... vergiß... das Testament... du bist der Erbe...“ Sie sank zurück, ein verklärtes Lächeln in ihren Zügen. Was niemals möglich schien: die vom Glauben beseelte Kunst hatte sie besiegt und ihr den Frieden gegeben.

Cha.

Skizze von Leo am Brühl.

Cha froh erbärmlich. Die schmalen Schultern nach vorn gezogen, das Kinn in den hochgestellten Kragen des verhassten Blaurocks gedrückt, stand er in der lauten Geschäftsstraße der europäischen Hafenstadt und schaute, mehr neugierig als verlaugend, durch die blanken, kalten Spiegelscheiben in das Innere eines Kaffeehauses.

Das unentwegte Lächeln, das ewige und unerhöhrliche, mit dem der Sohn Rippons geboren wird, lag um Chas dünne, zusammengekniffene Lippen; es wurde breiter und zuckte zu Spott hin, als Cha eine Weile die nervöse Gatt beobachtete, mit der sich die unwichtigsten Dinge des Alltags im Kaffeehaus abspielten. Mit flatternden Röcken jagten die Kellner zwischen den Tischen umher; die Gäste, kaum daß sie Platz gefunden hatten, zeigten schon mürrische Ungebuld; kam endlich der heiße Tranf, rasch wurde er mit Milch und Wasser gelüßt, nur — um ihn schnell hinunterstürzen zu können; den Kuchen aß man mit kleinen und dennoch so ungefügen Löffeln, die eilig auf und ab gingen wie Motorbagger. Mit harten Geldstücken klirrte man auf die Tischplatten, — zahlen! Schnell, schnell! — Gut. Mantel. — Fort, fort!

Cha wandte sich und ließ kurze Zeit, während er selbst regungslos am Bürgersteig verharrte, den Straßenverkehr an sich vorbeiströmen. Eilig hatten es alle Fußgänger, Radfahrer, Autofahrer. Schnell nur, schneller als der andere da vorn, ihn überholen, rasen. Fort, fort!

Verächtlich schüttelte Cha den Kopf und schlenkerte seinen Weg weiter, der ohne Bestimmung und Ziel war. Langsam, ganz langsam, denn Cha hatte viel Zeit. Er würde gegen Abend früh genug an Bord kommen, ins dumpfe Mannschafstlogis zu den andern, schmutzigen Kulis zumeist, die nur eines mit ihm gemeinsam hatten: Sie litten unter Hunger und nordischer Kälte wie er. Die Verpflegung war schlecht. Seit Wochen gab es kein Geld mehr. Der Kapitän hatte keines. Niemand wußte sich das zu erklären; aber einmal würde sich dieser Zustand ja wohl ändern, einmal sicher, ganz bestimmt. Man hatte Zeit. Der alte Dampfer, der einer japanischen Meeresreise gehörte und nach beendeter Ladung nach Kuba in See gehen sollte, wurde von den Behörden festgehalten; uniformierte Männer durchsuchten die Räume, selbst die Kohlenbunker; irgend etwas schien nach Ansicht dieser weißen Teufel nicht in Ordnung zu sein. Man mußte Geduld haben.

Cha hatte Zeit...

Eine Seitengasse, duster wie von grauem Nebel erfüllt, zog Cha ein. Hier war kein tosender Lärm mehr; geduckt schliefen niedrige, kloßige Häuser, vornüberhängend wie Greife mit gekrümmtem Rücken; längst waren die Augen ihrer Fenster erblindet.

Schwabend standen die Frauen in den Türen, auf den Steintreppen balgten sich die Kinder. Hinter Cha johlten sie her: „Chines! Chines!“ Er hörte es wie aus weiter Ferne.

Plötzlich aber war da ganz nahe eine rauhe, heisere, brüchige Stimme. „O yasaku makemasi!“ sagte sie. — Cha hörte die Worte und fuhr herum. Wer sprach in dieser Gasse die Sprache Japans und erzählte, daß er billig wäre? Cha hob die Augen und sah vor dem Eingang eines Tröbelerladens einen alten Mann, das Gesicht von wirrem Graubart verborgen. Cha tat ohne Willen zwei oder drei Schritte; die heimatischen Laute, so unvermittelt, hatten ihn verwirrt und in die Vergangenheit zurückgeschleudert.

Und wie er jetzt sich allmählich in die Gegenwart zurückfinden wollte, riß es ihn mit plötzlichem Erschrecken in die Knie. Wie ein Sturz war es, wie ein Hinstürzen: Denn mitten in dem

verstaubten Gerümpel des Tröbelerladens stand unverhüllt das Bild des Kaisers!

Cha legte die Hände flach gegeneinander und beugte die Stirn nieder auf die Fingerspitzen. In einer Sekunde versanken die hundert Monate zwischen dem Jetzt und der Kindheit; die Lehren des Shinto wurden wach, die Sprüche der weisen Männer: „Shinto findet auch Götter unter den Menschen, Shinto ist der Glaube, der den Kaiser als göttlich ansieht. Der Herr des Himmels ist der Kaiser, ein lebendiger Gott, *Ami Ihu kami, Ara hito kami, Ara mi kami.*“

Cha murmelte uralte Gebete vor dem unverhüllten Bild des Kaisers; er sah, daß es ein einfaches und schlechtes Bild in lackiertem Holzrahmen war, wie man es überall auch in Japan kaufen kann; auch dort steht es in den Schaufenstern, aber das Gesicht des Kaisers ist mit weißem Papier überdeckt.

Cha betete, wie die Vorschrift es erfordert.

Um ihn sammelte sich höhnend die Schar der zersumpten Kinder; die Weiber unterbrachen ihre Reden und lachten schallend den gelben Narren aus. Der alte Tröbeler erklärte, berichtete, was er von der seltsamen Religion des Shinto weiß.

Ein paar halberwachsene Burken stießen rauh den Vetter an. „Narr Du! Es gibt keine Götter und keine Kaiser mehr!“

Cha schreckte auf aus der Erinnerung und Andacht. Schnellste hoch. Ein Gedanke faßte ihn, warf ihn vorwärts, riß ihn an dem Wärtigen vorbei und in den dunklen Laden hinein, ließ ihn das Bildnis greifen und... fliehen.

Fliehen! dachte Cha. — Laufen, laufen! Es gibt doch Eile, Hasten, Rasen. — Fort, fort!

Cha froh nicht mehr. Er schoß dahin wie ein Reisvogel. Aber die finstere Gasse war ein Bund gegen ihn, eine Sippe, eine Macht. — Sie hielt den Flüchtenden auf, umklammerte ihn, den — Dieb!

Kurz war die Jagd. Zwei Männer drangen auf Cha ein und versuchten, ihm das gestohlene Bild zu entreißen. Ein Ringen, nur zehn Herzschläge lang... da krallte Cha die Fingerspitzen in das Bild seines Kaisers und — zerfetzte den Ölbrud von oben bis unten.

„Schlagt ihn nicht zu sehr!“ rief der Tröbeler. „Das Bild war doch wertlos. Bringt mir nur den Rahmen zurück. Den will ich noch verkaufen.“

Cha wurde aus der Gasse gezerrt, zur Polizei gebracht. Zwei Tage saß er in der kalten Zelle, stumm ohne Regung.

Der Richter lächelte und sagte, die Strafe sei durch die Haft verbüßt.

Cha stand auf der Straße, frei. Er ging langsam nach dem Hafen, an Bord des Dampfers. Und auf dem Wege dorthin fiel ihm dies Erlebnis aus der Schulzeit ein: Im Schulzimmer, hinter bunter Seide, hing das Bild des Kaisers, ein Brand brach aus, das Bild verbrannte. Der Lehrer, ein weißer Mann, entehrt für immer, entlebte sich. *Harakiri!* — An den Lehrer dachte Cha.

Als in der Frühe des folgenden Tages die Kulis verschlafen an Deck kamen, schaukelte am Mast leblos der Körper des Leichtmatrosen Cha.

Zeitungsglossen des Auslands.

George Bernard Shaw sagt, daß der modernen Frau der „sex appeal“ abgeht — Shaw ist 84 Jahre alt. (Publishers Syndicate.)

Sachverständige behaupten, daß die Füße der Frauen immer größer würden. — Vielleicht, weil sie in die Fußtapsen der Männer treten wollen. (Jersey City Journal.)

„Was tue ich am besten, wenn die Bremse meines Autos nicht funktioniert?“ fragt uns einer unserer Leser. — „Überfahren Sie jemand, der nicht zu teuer kommt.“ (Everobodas Weefly.)

Wir glauben nicht, daß der Genuß alkoholischer Getränke in den Vereinigten Staaten jemals wieder gesetzlich erlaubt wird — Al Capone würde es nicht erlauben. (Elizabeth Journal.)

„Entwaffnung“ ist einer gesellschaftlichen Veranstaltung ähnlich. Niemand will gerne den Anfang machen. (Peoria Star.)

Denny Ford widerspricht sich. Er behauptet, daß der Platz der Frau im Heim sei und doch tut er alles, sie von zu Hause weg zu halten. (Anderson Herald.)

Eine ideale Heirat ist es, wenn ein Mann ein schönes Mädchen und eine gute Hausfrau heiratet. — Das hört sich schon mehr wie Bigamie an. (Passing Show.)